

Schleiermachers Briefwechsel mit Friedrich Heinrich Christian Schwarz.

Zum Druck vorbereitet von Heinrich Meisner,
herausgegeben von Hermann Mulert,

Kiel, Feldstraße 120.

Ein Zufall führte die Briefe Schleiermachers und des Theologen Schwarz zusammen, nachdem sie länger als hundert Jahre getrennt gelegen hatten. Die Briefe des ersteren hat ein Urenkel von Schwarz, Rechtsanwalt Schwarz in Berlin, sorgsam aufbewahrt, die des letzteren befinden sich im Literaturarchiv in Berlin. Beider Briefe enthalten beachtenswerte Beiträge zu der Geschichte der theologischen, philosophischen, pädagogischen Anschauungen zu Anfang des 19. Jahrhunderts, die Schleiermachers auch Wichtiges über sein Verhältnis zu Fichte, Fr. Schlegel u. a.

Mancher Theolog unserer Tage kennt den Heidelberger Schwarz höchstens aus der Vorrede zur zweiten Auflage von Schleiermachers Glaubenslehre. Schleiermacher bekennt hier, er habe sich bei der ersten Ausgabe des Buches zuviel angemaßt, indem er sein Buch „für die erste Glaubenslehre erklärte, welche mit Rücksicht auf die Vereinigung beider evangelischen Kirchengemeinschaften abgefaßt sei“. Nun „reiche ich diesen Ehrenkranz mit Freuden meinem lieben Freunde, dem Herrn Geh. Kirchenrat Schwarz in Heidelberg“. Dessen „Grundriß der kirchlich-protestantischen Dogmatik“ (2. Aufl. 1816), Daub und Creuzer gewidmet, nimmt in der Tat auf den Unterschied von Lutheranern und Reformisten keine Rücksicht, lehrt über Prädestination und Abendmahl im Sinne einer milden, gemütswarmen Aufklärungstheologie. Friedrich Heinrich Christian Schwarz, 1766 zu Gießen als Sohn eines Theologieprofessors geboren, vielseitig gebildet, in Herders Weise edler Humanität zustrebend, mit der ältesten Tochter Jung-Stillings verheiratet, war zunächst Pfarrer an verschiedenen Orten Hessens und hat von 1804 an bis zu sei-

nem Tode als Professor in Heidelberg gewirkt, einflußreich u. a. als Beförderer der Union in Baden; in seiner Theologie wandte er sich mehr und mehr vom Rationalismus ab. Stärker denn als Theolog hat er als Pädagog nachgewirkt, hauptsächlich durch sein „Lehrbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre“ (zuerst 1802—1813, 3. Aufl. 1835). Ausführlich gewürdigt ist er in Reins Enzyklop. Handbuch der Pädagogik, Bd. VI (1899), S. 571—580, durch Keferstein.

Ihn und Schleiermacher beschäftigte, als sie in brieflichen Verkehr traten, das Problem der ethischen Erziehung der verschiedenen Kreise des Volkes in hervorragendem Maße. Die Grundsätze eines Rousseau hatten neue Wege gezeigt, Pestalozzi erhob den blanken Schild seiner Methode der Erziehung auf der Basis der Gemütsentwicklung. Schleiermacher war mit seinen Gedanken über Erziehung anonym in seinen Reden über die Religion und in seinen Monologen 1800 hervorgetreten. Schwarz lebte damals im Kreise seiner zahlreichen Familie als Pfarrer in Münster bei Butzbach in Hessen und hatte sich mit Erziehungsfragen, beeinflußt durch die Pestalozzische Methode, viel beschäftigt. Die Ergebnisse hat er in seinen anonym erschienenen „Briefen das Erziehungs- und Prediger-Geschäft betreffend“ 1796 und in „Der Christliche Religionslehrer und seine moralische Bestimmung“ 1798—1800 bekannt gemacht. Nahe stand er jetzt außerdem den Zeitschriften „Bibliothek für Kritik und Exegese des Neuen Testaments und ältesten Kirchengeschichte“, die von 1796 an von dem Gießener Professor J. E. Chr. Schmidt und Pfarrer K. Chr. L. Schmidt herausgegeben wurde, der „Bibliothek der neuesten philosophischen Litteratur“, 1799, bei der der Erstgenannte ebenfalls als Herausgeber zeichnete, und dem „Praktischen Journal für Prediger“, das von 1801—1803 in Marburg unter der Redaktion von Justus B. Müller erschien. Die Fortsetzung der erstgenannten „Bibliothek“ hat er mit Joh. Ernst Christian Schmidt als: „Allg. Bibliothek der neuesten theol. u. päd. Literatur“ herausgegeben (1801—1805). Schwarz war ein mittheilsamer Mann, der gern Austausch mit verwandten Denkern suchte und ihre Gedanken in seinen Werken verarbeitete. Das ist besonders in seiner „Erziehungslehre“ hervorgetreten, de-

ren erster Band (über die Bestimmung des Menschen) eben damals, 1802, erschien. Es war ein geschlossener Kreis von Freunden, die ihre Gedanken gaben und nahmen; ihm gehörten außer den vorgenannten beiden Herausgebern der Zeitschriften an Savigny, der damals in Marburg juristische Kollegien las, Brentano, ebenfalls in Marburg, dessen „Satiren und poetische Spiele“ nebst dem Roman „Godwi“ unter dem Decknamen Maria in den Jahren 1800—1802 erschienen, ferner die beiden Creuzer, Friedrich, der an einer Privatlehranstalt in Gießen tätig war und später, seit 1802, als Professor in Marburg und dann in Heidelberg sich als Archäologe einen bedeutenden Namen gemacht hat, und Leonhard Creuzer, 1801 Prediger, seit 1803 Professor der Philosophie in Marburg, dessen einziges größeres Werk „Skeptische Betrachtung über die Freiheit des Willens“ bei seinem Erscheinen 1793 Aufsehen erregt hatte. Diese Freunde waren durch Schleiermachers Reden über die Religion auf den anonymen Autor aufmerksam geworden, hatten seinen Namen bald erkundet und suchten ihn als Mitarbeiter und Mittheiler in ihren Kreis zu ziehen, vielleicht auch, um einen Vertreter und Beförderer ihrer theologisch-pädagogischen Ansichten in Berlin zu haben, wo Nicolai mit seinen Aufklärungsschriften die öffentliche Meinung immer noch beherrschte. Schwarz übernahm es, die erste Annäherung an Schleiermacher zu versuchen.

1. Schwarz an Schleiermacher.

Münster bei Butzbach in dem Hessen-Darmstädtischen,
den 9. November 1800.

Sie lassen es, verehrungswürdigster Mann, für etwas Besseres als Zudringlichkeit gelten, wenn ein Fremder, dem Sie aber durch Ihre Schriften nahe sind, dankbar und zutraulich Ihre Hand ergreift. Ich weiß nicht, wann mein Innerstes durch ein Buch so wäre angesprochen worden, als durch die *Monologen* und vorher, zwar nicht völlig, so aber doch zum Teil durch die *Reden über Religion*. Man nennt Sie als den Verfasser von beiden; in Kreisen von Freunden, worin der Name des Verfassers nicht entweiht wird, freut man sich nämlich, den Namen des würdigen Mannes sich sagen zu können. Ob es gegründet ist? — Ob Sie in diesem Falle gerne dafür bekannt sind? — Doch ich will nicht zudringlich sein; ich ehre den Verfasser zu

sehr in allen seinen Zwecken und Gesinnungen. Nur kann ich nicht umhin, Ihnen in dem Falle, daß die unbekanntenen Verehrer dieses Mannes sich in der Person nicht irrten, meine innigste Freude über jene Erscheinungen, welche das erkaltete Zeitalter bedarf, selbst zuzurufen. Die Reden über Religion habe ich in der zu Gießen bei Heyer vom dortigen Prof. Schmidt herausgegebenen Bibliothek der theologischen und pädagogischen Literatur rezensiert. Ich gestehe gerne, daß es etwas Anmaßung von mir war, aber die Absicht dabei gab mir den Beruf dazu. Ich wollte gerne bald in unserem Publikum die Aufmerksamkeit auf dieses Buch erwecken, und dabei zugleich meine Erinnerungen offen darlegen, weil mir diese wegen mancher Tendenzen unseres Zeitalters nötig scheinen, damit der Zweck des Verfassers desto besser erreicht würde. Ich habe bestimmt gesagt, worin ich nicht mit dem geistvollen Verfasser übereinstimmen kann; und ich hatte das Gefühl dabei, daß diese Nichtübereinstimmung den Buchstaben betreffe und wir von Grund des Herzens einig seien. Die Monologen bestätigen mir dieses angenehme Gefühl. Meiner Freunde einige, vornehmlich der wackere Professor Kreuzer in Marburg, machen mir Einwendungen gegen meine Bemerkungen, und immer noch sind diese Gegenstände ein interessanter Stoff unserer Unterhaltungen. Der Verfasser jener beiden Rafaelischen Geisteswerke, oder wie soll ich sie bezeichnen, hat Ideen angeregt, welche ich unter die gesegnetesten, wohlthätigsten unseres Zeitalters rechne. Wieviel für Religionskultur! Wieviel für Erhebung des Inneren! und die hohen Gefühle der Freundschaft! Ist es nicht der himmlisch gewordene Wackenroder¹⁾ — schon auf der Erde ward er durch das Göttliche seines Gefühls himmlisch — ist er es nicht, dessen Manen die Freundschaft in den Monologen so würdig opfert?²⁾ Wäre einem Herzen, das in sich selbst den Glauben an das Edelste der Menschheit so unabhängig trägt, noch eine Überzeugung nötig: so könnte ich Ihnen Beispiele aufführen, daß es auch bei uns Freundschaft und Liebe gibt, welche in Ihren Worten erst den Ausdruck ihrer hohen Empfindungen fand. Aber freuen wird es Sie doch, Bestä-

1) Wilhelm Heinrich Wackenroder bringt in seinen „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“, 1797, und in seinen „Phantasien über die Kunst“, 1799, seine Meinung zum Ausdruck, daß an Stelle des Klassisch-Idealistischen das Vaterländische und Kirchliche in der Kunst wieder mehr in den Vordergrund treten müsse.

2) Daß Schleiermacher und Wackenroder einander persönlich begegnet wären oder auch nur Briefe gewechselt hätten, davon findet sich keine Spur. Wackenroder starb schon 1798. Eine Hindeutung auf den Titel seiner „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ steht vielleicht in den Reden über die Religion¹⁾ S. 198, wo über das Verhältnis von Kunst und Religion gesagt ist: „Ergießungen des Herzens schweben ihnen immer auf den Lippen.“ So ist mir auch unwahrscheinlich, daß die Stelle über die Freundschaft (Ende des 2. Monologs) auf Wackenroder zu deuten sei.

tigung von dem Dasein „der Verschworenen für die bessere Welt“³⁾ zu vernehmen.

Wie vieles mehr könnte ich, möchte ich Ihnen sagen: aber ich muß erst von Ihnen wissen, ob Sie gerne den unbekanntem Freund hören. Auch möchte ich wissen, ob literarische Institute, für deren Bestes ich mit zu sorgen gehalten bin, das Glück haben könnten, von Ihnen Arbeiten, welcher Art sie seien, z. B. auch Predigten, zu erhalten. Überhaupt möchte ich vieles von Ihnen erfahren, um mich Ihnen näher zu wissen. Gerne schickte ich Ihnen meinen christlichen Religionslehrer zu, wenn jetzt gerade Meßgelegenheit wäre, und ich Ihnen nicht außerdem zu großes Porto verursachen müsse. Es bedarf bei Ihnen keiner Worte der Verehrung: Sie lesen schon in meinem Herzen.

Schwarz, Pfarrer.

Schleiermacher zögerte mit der Beantwortung des Briefes. Es war die Zeit, in der er durch seine Liebe zu Eleonore Grunow innere Kämpfe zu bestehen hatte und um seines Freundes Friedrich Schlegel willen die Briefe über die Lucinde schrieb. Die Auffassung der Romantiker von einer freieren Liebe zur Frau, wie sie ihm in dem Verhältnis Schlegels zu Dorothea Veit entgegentrat, beeinflusste auch Schleiermacher, dessen sittliche Grundsätze freilich viel ernster waren. Ihn verband eine reine Freundschaft mit Henriette Herz, die ihm einen Austausch der innersten Gedanken gab, wodurch sich diese klarer gestalten konnten. In diese Gedankenwelt hinein traf ihn der Brief von Schwarz. Seine pädagogischen Erfahrungen, die er als Hauslehrer in dem Hause der Grafen zu Dohna mit den heranwachsenden Töchtern und dem jüngeren Sohn des Hauses, weiter als Zeuge und Berater der falschen Erziehung eines kleinen Mädchens in der bürgerlichen Familie eines Verwandten in Landsberg, nicht minder aber als Lehrer an der Schule Friedrich Gedikes in Berlin gemacht hatte, konnten bei einem Mann wie Schleiermacher nicht anders wirken, als daß er sich durch immer wiederkehrendes Nachsinnen und Aufnahme neuer Theoreme ein eigenes System der Erziehungslehre herausbildete.

In diesen Bestrebungen trafen sich Schwarz und Schleiermacher. Beide fassen die Erziehung im weitesten Sinne als die Erziehung des Menschengeschlechtes, und fordern als Grundlage

3) Monologen¹ 91.

der Erziehung zum Denken die Einwirkung auf das Gemüt. Was Schleiermacher in seinen Reden über Religion über Erziehung sagt, fand im großen und ganzen die Anerkennung seines neuen Freundes, was ihn um so mehr erfreute, als er sich in diesem Prinzip von Fichtes Grundsätzen getrennt sah.

2. Schleiermacher an Schwarz.

Am 28. März 1801 antwortet er, entschuldigt sich mit einem übermäßigen Gedränge der Geschäfte und dankt für die Übersendung der Anzeige der Monologen. Diese (s. Anm. 4) sei ihm erfreulich gewesen

nicht nur wegen der Art, wie Sie die darin ausgesprochene Gesinnung ansehen, denn das wußte ich schon unmittelbar von Ihnen, sondern besonders auch, daß die theoretische Tendenz, die mir immer vor Augen schwebt, Ihnen nicht nur nicht entgangen ist, sondern wir uns auch hier auf demselben Wege, wenigstens auf dem Wege zu demselben Ziele befinden. Die Vereinigung des Idealismus und des Realismus ist das, worauf mein ganzes Streben gerichtet ist, und ich habe darauf nach Vermögen hingedeutet in den Reden sowohl als in den Monologen; aber freilich liegt der Grund davon sehr tief, und es wird nicht leicht sein, beiden Parteien den Sinn dafür zu öffnen. Schlegel, der schon so viel dahin Abzielendes gesagt hat, wird nicht verstanden, und meine Sachen hat man wohl anderwärts noch gar nicht darauf angesehen. Auch kann freilich eher nichts gründlich darin getan werden, bis man klarer und allgemeiner einsieht, daß und warum die Philosophie für sich allein durchaus idealistisch ist, und daß es eine jede immer gewesen ist und immer sein wird, auch die gar nicht so aussieht.

Sehr begierig bin ich auf das, was Sie vom Mystizismus zu sagen versprechen, denn in dem rechten Verständnis dieser Denkart und ihres Grundes liegt unstreitig der letzte Knoten.

Von einer Vereinigung des Christentums mit der Philosophie kann ich mir nichts Bestimmtes denken. Was wollen Sie vereinigen, wo gar kein Streit ist? Die Religion kann nicht umhin, die philosophierende Anlage im Menschen anzuerkennen, und das tut sie auch wohl jetzt durchaus; und ebenso kann man die Philosophie nötigen, die religiöse Stimmung anzuerkennen, wenn sie sich gleich etwas ungebärdig dabei anstellt. Es ist eine meiner Absichten gewesen bei den Reden, dies von seiten der Logik aus zu tun, und es kann von seiten der Moral auch wohl geschehen, nur etwas anders, als man es bisher angefangen hat. Ist dies geschehen, so darf man sie nur auseinanderhalten, daß keine in das Gebiet der anderen streife; denn ein Gemeinschaftliches haben sie gar nicht; so ist allem scheinbaren Streit vorgebeugt.

Indes gestehe ich Ihnen: bei dieser, wie es scheint, großen Gleichheit unserer Hauptansicht begreife ich nicht, wie Sie in den Reden das Einseitige so dominierend haben finden können, und mich verlangt sehr dieses Stück⁴⁾, welches ich mir schon sehr lange bestellt habe, endlich zu erhalten. Sollte bloß die polemische Gestalt des Ganzen Sie zu dem Schluß auf eine innere Einseitigkeit bewogen haben, so hätte ich freilich meine Absicht verfehlt, wo und wie ich es am wenigsten wünsche. Dagegen erfreut es mich desto mehr, daß, wie ich es hoffte, die Darstellung der idealistischen Denkungsart ganz anders gewirkt hat als die Darstellung der Theorie, und ich muß sagen: es freut mich auch, daß Sie aufmerksam darauf gemacht haben. Man hat hierin meiner Einsicht nach dieser Philosophie ein großes Unrecht getan und ihr unbedingt zugerechnet, was nur einige Philosophen verschuldet haben. Fichte zuerst hat es recht mit klaren Worten gesagt, was für einen Einfluß der Charakter auf das Ergreifen eines philosophischen Systems hat; er erstreckt sich auch auf die Art, wie man es ausbildet, und in diesem Sinne muß der Satz auf Fichte selbst vor allen anderen angewendet werden. Man kann innerhalb des Idealismus — denn von dem, was außerhalb desselben liegt, will ich gar nicht reden — nicht stärker entgegengesetzt sein als er und ich. Wir beide sind uns dessen auch bewußt, und Fichte würde über alle meine Arbeiten noch weit härtere Sachen sagen, als ich im Athenäum über die Bestimmung des Menschen gesagt habe⁵⁾ und bei einer anderen Gelegenheit über seine Moral sagen werde, ja er würde mich gar nicht dulden auf dem Gebiete der Philosophie, wenn er nicht in diesen Angelegenheiten ein gewisses Klugheitssystem hätte, vermöge dessen er mich lächelnd gewähren läßt. Bei dieser großen Verschiedenheit hat es mir immer für die Philosophie leid getan, daß auch vertrautere Schüler von Fichte das Meinige für das Seinige halten konnten, weil ich eben daraus ersah, daß auch diese nicht so weit gekommen waren, das, was Fichte eigentümlich ist, von dem Wesen seiner Philosophie mit Bewußtsein zu trennen. Ihr Freund hat es hierin weiter gebracht und hatte freilich sehr recht bei dem ersten Wort, welches von Freundschaft vorkam, Fichten die Monologen abzusprechen; denn nach seiner Sittenlehre zu urteilen scheint es, als ob die Freundschaft mit zu den Dingen gehörte, wozu man keine Zeit haben soll. Indes ist doch der Hauptpunkt unserer Verschiedenheit, daß ich nämlich die von Fichte so oft festgestellte und so dringend postulierte gänzliche Trennung des

4) Der „Bibliothek der neuesten theol. und päd. Literatur“. Es ist Teil 3 von Band III (1800); hier steht die Schwarzsche Besprechung der Reden S. 451—89, die der Monologen Bd. V S. 81—104.

5) Diese Besprechung ist wieder abgedruckt in Schleiermachers Werken 3. Abt. 1. Bd. 524 ff.

Lebens vom Philosophieren nicht anerkenne, auch im ersten Monologen schon stark genug angedeutet.

Eine andere Trennung, welche ich mache, ist Ihnen dagegen unverständlich, nämlich zwischen der Kunst und dem Leben, dem Werke bilden und dem sich selbst bilden. Gern will ich versuchen, mich darüber bei Ihnen zu rechtfertigen, obgleich ich weiß, daß es mir schwer werden wird, weil eben dies bei mir von lebendiger Anschauung ausgegangen ist und also die Mitteilung darauf beruht, daß diese Anschauung auch in Ihnen entstehe. Daß ich Ihre Haupttheilung auch annehme, werden Sie nicht bezweifeln; jene aber geht von einem anderen Grunde aus und koinzidiert nicht mit dieser, und eben dieses wahrgenommene Nichtkoinzidieren hat mich darauf gebracht und ist das einzige, was ich Ihnen mitteilen kann. Wenn Sie die Werke eines wahren Künstlers betrachten, eines dichtenden oder eines bildenden — ich bitte Sie aber nur an neue zu denken, denn bei den alten war die Kunst ganz etwas anderes — so werden Sie allemal urteilen müssen, daß er Wahrnehmungen von dem Inneren und Höheren der Menschheit gehabt haben müsse; denn wo Sie diese nicht finden, lassen Sie ihn gar nicht für einen wahren Künstler gelten. Nehmen Sie nur die Gedichte von Goethe und Tieck, die Darstellungen von Rafael und Mengs, müssen Sie nicht gestehen, daß das Höchste der sittlichen Natur darin aufgefaßt ist? Nun sehen Sie das Leben dieser Künstler an, wie es sich jedem darstellt. Von Rafael wissen wir alle, daß er bei einiger Anlage zu religiöser Schwärmerei ein gewöhnlicher Debauche war; Goethe hat nicht einmal verstanden, eine ordentliche Ehe zu knüpfen, er hat sich in Italien mit gemeinen Mädchen herumgetrieben, mit denen er von dem Höheren der Liebe, welches er so wohl verstanden hat und so schön zu schildern weiß, gar keinen Gebrauch machen konnte, und nicht viel besser ist ebenso notorisch die Verbindung, in welcher er jetzt lebt. Ähnliche Fingerzeige könnte ich von mehreren Künstlern geben, die keine öffentliche Personen sind und deren Leben also nicht so notorisch ist. Sehen Sie andere Künstler an, welche wenigstens einen bestimmten Charakter als Menschen haben, ob sie wohl imstande sind, das, was das Beste in ihnen ist, in Kunstwerken auszusprechen. Von Voß z. B. ist nichts so sehr Kunstwerk als seine Idyllen, und in diesen ist durchaus die mimische Darstellung der gemeinen Natur das Beste, und wo er das Innere des Gemütes abbilden will, milingt es entweder, oder er fällt wieder in die Beschreibung des Äußeren zurück. Oder auf der anderen Seite Friedrich Schlegel, der eine so bestimmte Individualität hat und mit allen seinen Studien und Anschauungen so sehr ins Tiefe geht; dieser strebt freilich darnach, das Tiefste aus sich selbst darzustellen; aber eben da verlast ihn sein Kunstlertalent. Überall werden Sie diese Entgegensetzung finden: je mehr Individualität, je weniger Anlage zur Kunst; je mehr Künstler-

gabe, desto weniger innere Individualität; je schneller das Eine fortschreitet, desto langsamer das andere. Kurz, diese Art von Sinn kann ganz isoliert sein und hat also auch ein eigenes Prinzip.

Ich wollte, Sie hätten mir über manches andere, z. E. über die Progressen zwischen der persönlichen, Familien- und politischen Existenz und über die Lehre vom Tode eben so Ihre Meinung eröffnet. Über die Erhebung der Phantasie werden wir wohl im Grunde einig sein, wenn Sie das Wort nur nicht in einem zu beschränkten Sinn nehmen, sondern dabei an die letzte Wurzel aller der Erscheinungen denken, die man gewöhnlich mit diesem Namen belegt, aus welcher, wenn man sie recht betrachtet, alles Vortreffliche in der menschlichen Natur hervorgeht. Phantasie ist mir ganz dasselbe an theoretischem Vermögen, was Freiheit im praktischen ist. Ihre Klage, daß ich nur Gegner bilde, hat mir auch Hülsen ⁶⁾ — wenn Sie diesen dem Namen nach kennen — schon gemacht. Das Motto meiner Polemik ist das Wort des göttlichen Platon: οἶδα γὰρ ὅτι ὀλίγοις τισὶ ταῦτα καὶ δοκεῖ καὶ δόξει· οἷς δ' οὕτω δέδοκται καὶ οἷς μὴ, τούτοις οὐκ ἔστι κοινὴ βουλή, ἀλλ' ἀνάγκη τούτους ἀλλήλων καταφρονεῖν, ὁρῶντας ἀλλήλων τὰ βουλευόμενα⁷⁾. Eines anderen bin ich mir nicht bewußt. Auch glaube ich durch das Äußere dieser Polemik nichts auszurichten, wie ich überhaupt auf das Reden wenig halte; aber wo ich mich selbst ausspreche, muß sie mitausgesprochen werden, und natürlich muß sie am lebendigsten aufglimmen, wenn man ganz eigentlich daran denkt und davon redet, wie die Menschen gemeinschaftlich die Welt machen sollten. Sie haben recht, daß von den Erscheinungen dieses Widerstreites zunächst vieles davon herkommt, daß wir einander nicht verstehen; allein dies geht wieder in einander zurück, denn es würde keine Verwirrung in der Sprache geben, wenn es keine in den Gesinnungen gäbe.

Doch dies mag endlich einmal für jetzt von unseren Meinungen genug sein, und sie sollen mir den Raum nicht benehmen, Ihnen zu sagen, wie ich mich über das, was Sie mir von sich selbst erzählen, gefreut habe. Besonders über alle Vorzüge, die Ihnen darin vor mir zuteil geworden sind. Nur ein paar Jahre älter als ich und schon Vater von fünf Kindern und Mitvater von so vielen andern! dagegen ich noch als ein Jüngling in der Welt umherlaufe. Das Erziehen habe ich zwar auch schon versucht, aber nur als Hofmeister, und Sie werden auch wohl nicht statuieren, daß dies eine Erziehung ist. Leben sehen möchte ich Sie schon unter Ihren Kindern und Zöglingen; dann möchte ich auch über Erziehung, inwiefern sie zu statuieren ist, mit Ihnen reden. Hierüber denke ich wunderlich genug; ich glaube meiner Sache gewiß

6) A. L. Hülsen, Freund Schleiermachers, Anhänger Fichtes, lebte in Lenzke bei Fouqué, Mitarbeiter am Athenäum. Seine Briefe an Schl. in den „Mitteilungen a. d. Literaturarchive“. N. F. 8. 1913.

7) Kriton 49 d.

zu sein, aber behaupten kann ich nichts darüber, bis ich meine Ideen einmal realisiert habe oder wenigstens den Versuch damit machen kann. Nun die Zeit wird ja auch kommen. Zu Ihnen zu kommen ist mir dieses Jahr nicht vergönnt; die Hoffnung aber, die schönen westlichen Gegenden Deutschlands künftig einmal zu sehen, gebe ich nicht auf.

Lassen Sie uns indes die Vereinigung unserer Tätigkeit auf dem gemeinschaftlichen Felde anfangen. Ihre Bibliothek hat mir viel Achtung eingeflößt, und ich dächte, mit diesem Geiste und dieser Gründlichkeit sollte sie sich bald das Übergewicht über die meisten ähnlichen Institute verschaffen. Für mein Mitarbeiten daran ist freilich die große Entfernung sehr ungünstig; aber da ich viel Lust dazu habe, werde ich es auf die Gefahr, bisweilen mit diesem und jenem zu spät zu kommen, immer wagen. Ich hoffe, Ihnen mit Meßgelegenheit einiges schicken zu können, so auch ein paar Arbeiten für das Praktische Journal, alles, falls Sie es brauchen können. Wenn Sie für das Predigt-Magazin⁸⁾ einen Auszug jener Bettagspredigt wünschen, so, dächte ich, übernehmen Sie diese kleine Mühe selbst; die Predigt ist Ihnen dazu von Herzen gern überlassen. Gewiß würde ich es weniger gut machen, teils weil überhaupt das Umarbeiten eigener Sachen für bestimmte Zwecke selten gelingt, teils weil ich die Bedürfnisse, welche Sie vorzüglich im Auge haben, nicht so genau kenne. Sie werden auch mit der Messe ein Exemplar von meiner Predigtsammlung erhalten, und ich bitte Sie im voraus mir darüber in der Folge Ihre Meinung so detailliert, als es Ihnen möglich ist, zu sagen. Da Ihre Bibliothek die schöne Manier angenommen hat, mit dem Rezensieren eigene Gedanken in weiterer Ausdehnung, als gewöhnlich ist, zu verbinden, so nehme ich vielleicht einmal eine schickliche Gelegenheit wahr, über das Predigen in technischer Hinsicht meine Ideen zu eröffnen, wozu es mir bisher nur an Raum und Zeit gefehlt hat.

Die Zeit überhaupt ist meine ewige Klage; sie reicht nie hin zu dem, was ich will, da ich mich nicht enthalten kann, auch schon jetzt, da ich noch keine Familie ausmache, neben dem Arbeiten leben zu wollen und in der großen Stadt selbst bei einer seltenen Eingezogenheit so viele Zeit mit nichts verloren geht; denn Eingezogenheit vergönnt mir die hier herrschende Denkart genug. Sie kennen ja den gewaltigen Krieg, den man hier gegen die Denkart erhoben hat, die man eine Partei nennt, zu welcher man denn auch mich mit Gewalt zählen will. Nicht das Athenäum ist es, was Hrn. Falk, Nicolai und andere bewogen hat, eine feindselige Notiz von mir zu nehmen, sondern meine

8) Ein „Prediger-Magazin“ ist damals nicht erschienen; gemeint ist wohl das „Praktische Journal für Prediger“, das Justus B. Müller 1801—3 in Marburg herausgab. Schleiermachers Bettagspredigt erschien in der ersten Sammlung seiner Predigten 1801.

persönliche Freundschaft für Friedrich Schlegel, wie denn in der ganzen Sache [mehr] von Persönlichkeiten ausgegangen wird, als man denken sollte. Die kleinen Verdrießlichkeiten, welche aus dieser Parteisucht und aus der Verwirrung und Verwechslung der literarischen und geselligen Verhältnisse entstehen, sind mit den Prüfungen, welche die Zeitläufte Ihnen gezogen haben, nicht zu vergleichen; indes muß ich mir doch auch das Zeugnis geben, daß sie mein Gemüt nicht affizieren und mich weder in meinem geraden Fortwandel für mich, noch in meinem allgemeinen Wohlwollen stören. Ich habe mir vorgenommen, diese unnützen Fehden mögen steigen, so hoch sie wollen, so ganz still zu sein, daß man am Ende an meiner Existenz, von der seit kurzem etwas zu verlauten anfängt, wieder zweifeln soll. Über meinen Freund Schlegel und das, was Sie über ihn sagen, und was im ganzen sehr begründet ist, ein andermal, sowie über vieles andere, was ich unberührt lassen muß, wenn ich den Brief nicht wieder liegen lassen will. Nur noch eine Frage: Heißt der eine von Ihren Freunden Namens Creuzer Leonhard? Es hat mich vor mehreren Jahren einer dieses Namens durch eine Schrift über die Freiheit des Willens — welche während der inneren Gärung dieses Wesens der einzige Gegenstand war, an den ich denken konnte — sehr interessiert. Auch seitdem ist mir sein Namen in literarischer Hinsicht öfters vorgekommen, aber da ich dies alles, solche Notizen, nur sehr flüchtig ansehe und überdies fast gar kein Gedächtnis für dergleichen Einzelheiten habe, so weiß ich nicht bestimmt, wessen sich die Literatur seitdem von ihm zu rühmen hat . . .

3. Schwarz an Schleiermacher.

Schwarz dankt am 12. Mai 1801, spricht zunächst seine Freude darüber aus, daß Schleiermacher an den genannten Zeitschriften mitarbeiten wird, und berichtet, wie er mit den Marburger Freunden, Savigny und den beiden Creuzer, viel diskutiert habe.

„und jedesmal waren Sie auch da. Diese unbekanntten Freunde von Ihnen waren überaus vergnügt, durch mich manches von Ihnen zu hören. Der eine Creuzer, Doktor der Philosophie, liest schon mehrere Jahre philosophische Kollegien in Marburg; er ist der Verfasser der Skepsis, wovon Sie schreiben, an deren Beurteilung sich aber Fichte in der Jenaischen Litteratur-Zeitung so schwer versündigt hat, als ich es ihm jetzt nicht einmal zutraue⁹⁾ — und der Gang des Philosophierens hat den redlichen Zweifler

9) Skeptische Betrachtung über die Freiheit des menschlichen Willens (1795). Jenaische Allg. Lit.-Ztg. vom 30. Okt. 1795. Der Verfasser der Rezension nennt sich nicht.

gerechtfertigt. Nachher hat er nur eine Broschüre *De mundo optimo Leibnitii* drucken lassen. Sein Vetter, der Prof. *graecae linguae* zu Marburg ist, hat aber einige philosophische Sachen, wahrhafte Produkte des Fleißes und Geschmackes drucken lassen. Der Name Creuzer kann Ihnen indessen dadurch in öffentlichen Blättern mehrmals vorgekommen sein, weil beide ein Erziehungsinstitut, das für eine Universität durchaus zweckmäßig ist, zur Leitung der Jünglinge eingerichtet haben. Unter allen Ihren Lesern, die ich kenne, werden Sie von keinem tiefer gefaßt als von Savigny, dann von dem Prof. C[reuzer], und dann darf ich mich erst setzen und den Dr. Creuzer.

O Freund, ich habe vieles bei Ihnen nachzuholen und wegen der Beurteilung Ihrer Reden¹⁰⁾ gutzumachen: aber — nicht alles. Wirklich hatte mich das Polemische darin gebunden, daß ich nicht tiefer in den Geist sah. Und ich bin immer der Meinung, daß auch Männer, welche es immer bloß mit der Vernunft zu tun haben, religiös sein können, daß ihnen nämlich gerade das Denken das Medium sei, wodurch sie zur Anschauung des Universums, wie Sie es meinen, gelangen. Dabei glaube ich, daß in dem an das Denken gewöhnten Menschen sich Begriffe und Anschauungen einigen und ebenso bei dem Edlen Moral und Religion. Im ganzen stimme ich Ihnen aber bei, oder bin vielmehr durch Sie belehrt, daß man die Religion durchaus von der Moral unterscheiden müsse, nicht bloß ihrer Lehre nach, sondern dem innern Wesen nach, da die Religion eigentlich das Göttliche in uns in seiner Lebendigkeit aufstellt und die unendliche Tiefe des Gemüts aufschließt, die Moral dagegen mehr etwas künstlich Gemachtes angibt.

Es ist wahr: in der Sprache würde es keine Verwirrungen geben, wenn es keine in den Gesinnungen gäbe; aber es ist auch umgekehrt wahr, denn Sprache und Gesinnung stehen in Wechselwirkung. Darum meine ich, es gäbe keinen sicherern Weg, auf den andern zu wirken, als sich seinem Gemüte in Liebe zu nahen, weil sich darin die Gesinnungen berühren, wenn sie sich je berühren können, und man sich am ersten verständlich wird. Kurz, ich betrachte allen geistigen Verkehr mit den andern zugleich als Seelsorge. Es kann indessen sein, daß dadurch auf der anderen Seite wieder viel verloren geht, indem man sich da einem anderen als dem Freunde nie ganz selbst ausspricht.

Da alles, was auf Erforschung der Gemüter hinausgeht, das wichtigste Interesse für mich hat, so ist mir Ihr Wink über das Sichselbstbilden und Außersichbilden überaus angenehm¹¹⁾. Jetzt fühle ich noch mehr das Wahre darin. Auch ich habe mehrere Erfahrungen gemacht, welche den Unterschied darlegen. Es ist etwas in der Sache

10) S. oben S. 261 Anm. 4.

11) Monologen¹ S. 44.

und etwas, das uns zu tieferer Kenntnis des Inneren der Menschheit führt. Sollte hier vielleicht eine den Geschlechtern analoge Verschiedenheit (der edlen Gemüter) stattfinden — das Männliche das Poetische — das Weibliche die innere Bildung? Der Künstler hat eine gewisse Freiheit, welche in Frechheit überfließt; er kennt keine zurückhaltenden Bande mehr, indem er bloß in der Form der Darstellung lebt, und das Heiligste, das in ihm ist, ohne Scheu ausspricht. Dieses Aussprechen ist aber immer eine gewisse Entweihung (Profanation), es widerspricht dem pudor, folglich der gemeinen Sittlichkeit. Daher hat das edle Weib mehr Heiliges in sich, weil es ein Zartgefühl hat, das sich scheut, viel darüber zu sprechen. Darum halte ich Schlegels Lucinde für ganz mißlungen; es sieht mir aus als eine erzwungene Profanation.

Können Sie mir zu weiterer Ausbildung dieser Ideen verhelfen, so geben Sie mir ein Geschenk gleich den Monologen, eigentlich mir noch mehr. Schon Jahr und Tag sammle ich nämlich für eine Erziehungslehre, die ich gerne bald möchte erscheinen lassen, wenigstens in ihrem Anfange, in der Lehre von der Bestimmung (dem Werden) des Menschen, und immer bleibe ich zurück, weil ich nicht tiefer in das Gemüt einzudringen vermochte. Urteilen Sie also, wie begierig ich auf Ihre Beurtheilung über Fichtes¹²⁾ Lehre von der Bestimmung des Menschen bin (dieses Stück vom Athenäum habe ich noch nicht gehabt), wie begierig ich darauf bin, weil ich weiß, daß es von Ihnen ist und wie ich mich nach Ihren Gedanken über Erziehung sehne — wären es auch nur Winke. Ich gebe seit einiger Zeit weit mehr auf Erziehung, seitdem ich der Theorien a priori müde bin, von denen ich mich im Praktischen nie bezwingen ließ, und mir das Ganze des Menschen als eine höhere Organisation vorschwebt. Rousseau ist mir in diesem Stücke ein Linné; er hat nur angefangen, den rechten Weg zu suchen und schön angefangen. Sie werden ohnehin denken, daß mein Erziehen kein Schulmeistern ist und daß ich alles Hofmeistern und Institutlern für das unheiligste Zerdrücken der Himmelspflanze halte. Ich habe viel gewonnen, wenn ich nur das Edle in meines Kindes Individualität aufgefunden habe, denn ich will gerne eine edle Natur unter meiner Hand, der ich stets nur zurufen muß, daß sie das Heilige schone, aufwachsen sehen. Die Familie ist mir der einzige Erzieher; hierin bildet sich Sinn und Liebe des werdenden Menschen, hier in dem vereinigten heitern Sinn des Hauses und dem Geist der Liebe, der es durchwaltet. So wird es im Hause, wenn wir Ihre herrliche Idee der Ehe in die Wirklichkeit führen. Daraus geht dann auch erst der Staat hervor, welcher um etwas Gutes mehr als der leidige Notstaat ist. Daß doch unsere Philosophen, so die negativen —

12) Siehe oben S. 261 Anm. 5.

Berge, möchte ich sagen, wie sie Lichtenberg¹³⁾ die ausgebrannten Mondskrater nannte — die so zu Nichtigkeiten gewordenen Durchsichtigkeiten lieben! Ich glaube Ihre Winke zum Positiven, wodurch auch der Staat schön individualisiert sein soll, einigermaßen zu verstehen. Ich denke mir mehrere Gruppen von fröhlich spielenden Kindern, welche in den verschiedenen Gegenden des Gartens sich frei und schön nach ihren Gesetzen bewegen, und wo nicht mehr daran gedacht wird, gegen den andern in dieser Gruppe und gegen die andern Gruppen eine Faust zu machen. Dieses Bild scheint mir die positive Tendenz der Staaten zu bezeichnen; das Spielen der heiteren Kinder ist das Feiern, welches jeder Mensch seinem Genius schuldig ist und die meisten bis zur Verantwortung am jüngsten Tage schuldig bleiben. Ihre wenigen Worte — warum sprachen Sie die schöne Idee nicht deutlicher aus? — haben mir diese Gedanken aufregen helfen.

Man muß durchaus das positive Ziel in allen Angelegenheiten der Menschheit vor Augen haben, wenn man sich nicht ewig in dem armseligen Zirkel der Artolatrie¹⁴⁾ herumwenden will. Indessen ist für die Menge der Notstaat wie die Nothe ein Notsache; nur müßte immer der Tempel der Geweihten offen stehen, damit jeder in das höhere Leben eintreten könne, dessen höhere Sittlichkeit ihn geweiht hat. Die Art, wie es Schlegel in Absicht der Ehe hält, scheint mir aber ebenso unglücklich als die Beförderung der Religion durch Aufklärung. Ich meine das laute Rufen unter die Menge: „Löset eure Ehen auf, sie taugen nichts!“ Die Liebschaften in der Menge werden rege, — sie lösen auf, und lösen auf, bis nichts mehr aufzulösen ist, und die Zerrüttungen sind unabsehbar. So lange z. B. der größte Teil unseres Volks, der Landmann, der rohe Mensch ist, der er ist, muß die Ehe bei ihm bestehen als ein heilig gehaltener Kontrakt, oder wie er es in manchen Gegenden naiv nennt, als ein langer Dienst, und es fragt sich, ob es nicht welterhaltend ist und die bessere Welt heranzuführt, daß hier es gerade so ist, wie es Schlegel nicht haben will.

Doch ich muß mit Gewalt davon abbrechen, wie man sich mit Gewalt von einer vertrauten Unterhaltung losreißt und von den schönen Idealen selbst sich losreißen muß, wenn unsere Begeisterung darüber uns zu Unwillen über die Menschen hinreißen will, die uns die Heiligung des Namens Gottes hindern und sein Reich nicht kommen lassen wollen. Lächeln Sie freundlich, lieber Freund, über den Seelsorger. Unter hundert Dingen, die mir auf dem Herzen liegen, muß ich nur geschwind noch einige losmachen, nämlich daß Sie mich ja bald (mich nicht nur) etwas über Fichtes Moral hören lassen. Sie

13) Georg Christ. Lichtenberg, Vermischte Schriften 1800—1805. Besprechung von Schleiermacher in der Erlanger Litteratur-Zeitung 1801. II. Abdr. in „Aus Schleiermachers Leben in Briefen“ IV, 561.

14) Anbetung der Hostie.

sehen, auf welchem Punkt der Moral ich jetzt stehe. Auch das: meine Erziehung zur Menschheit fand ich zu meiner höchsten Freude in den Reden über Religion ausgesprochen, — es wird Sie freuen, daß dasselbe eine nicht unbedeutende Erfahrung bei mir ausspricht. Ferner: in der Religion komme ich immer mehr auf das Mystische zurück und so auch auf Mysterien. Mein Ausdruck: „Vereinigung der Religion mit der Philosophie“ wird mit Recht von Ihnen getadelt; ich wollte, ich hätte gesagt: „Eintracht“; denn ich meine es ebenso wie Sie. Wenn Sie mir nur in meiner öffentlichen Gedankenmitteilung über diesen Gegenstand helfen!

Auch das noch: Sie haben den Genius Goethe doch etwas zu hart in Absicht des Sichselbstbildens gefaßt. Er scheint nach dem, was ich von ihm gehört habe, nur überall bei seiner Idealität stark in die Fugen der Natur einzugreifen. Seine Afterehe billige ich keineswegs: aber er soll einst ein treffliches Weib, seiner würdig, geliebt haben, welches gestorben ist und vermutlich in ihm eine ewige Idee zurückließ, die ihm nun keine der wirklichen Frauen in den über das Irdische erhöhten Kreis seiner Liebe treten läßt. Wenigstens ließe sich es so erklären. Überhaupt scheint mir sein Charakter zu sein, das Gemeine immer natürlich zu behandeln, nirgends zu verkünsteln und doch immer mit lächelnder Freiheit darüber zu stehen.

In Absicht der Kunst wünschte ich doch gelegentlich eine nähere Erklärung von Ihnen, warum sie bei dem allen etwas anderes sein sollte, und wie das Künstlerische an sich bloß als Form mit dem Sittlichen zusammenhänge? — ich kann noch gar nicht damit ins reine kommen. — Tiecks Genoveva¹⁵⁾ hat mir neuerlich wohlgetan; er ist ein herrlicher Dichter. Die Melusina hätte ich ihm aber erlassen wollen. — Mit Freund S a v i g n y, den ich nicht besser bezeichnen kann, als indem ich sage: seine ganze Seele ist lichte Ruhe, gefühlvolle religiöse Besonnenheit und enthusiastischer Geschmack, habe ich viel über Kunst gesprochen, — er weiß mehr zu sagen als ich, aber wir wandeln in den Propyläen¹⁶⁾ und lesen das Athenäum. Aber der genialste Jüngling (ein 22jähriger junger Mann), den ich je sah, ein Freund von Friedrich Schlegel, der schon herrliche Sachen aufgestellt unter dem Namen Maria (er heißt Brentano und ist von Frankfurt a. M.), den der Genius in dem glühenden Gefühle des Höchsten unruhig treibt, und dessen Äußerungen oft der Sittlichkeit zu widersprechen scheinen, unerachtet eine hohe sittliche Würde durch sein Inneres walte; und welcher einige Tage bei mir sich's gefallen ließ, hat mir den

15) „Leben und Thaten der heil. Genoveva. Ein Trauerspiel.“ 1799. — „Sehr wunderbare Historie von der Melusine.“ 1800.

16) Die von Goethe herausgegebene Zeitschrift „Propyläen“, 1798 bis 1800, enthalten einen Aufsatz G.'s über die Theorie der bildenden Künste. Das „Athenäum“ der Brüder Schlegel erschien 1798—1800.

ganzen Tag poetisiert und das auf eine wahrhaft Geist erregende und bildende Weise. Er ist natürlich auch ein Verehrer von Tieck und von Ihnen, aber das erstere mehr er, das letztere mehr sein Freund S[avign]y, der sonderbar mit ihm kontrastiert. — Freuen Sie sich in einem einsamen Stündchen dieser und mehrerer ungesehenen Freunde, verstärken Sie uns womöglich Ihre geistige Gegenwart, seien Sie auch in den öden Gemeinheiten Berlins durch Freundesgruß entschädigt, und helfen Sie dort bilden, wie der entferntere Lessing bildete, — nur daß man in das leidige Stehenbleiben geriet . . .

Dieser Brief vom 12. Mai blieb unbeantwortet; deshalb läßt Schwarz einen zweiten vom 10. September 1801 folgen.

4. Schwarz an Schleiermacher.

Ihre Predigten, liebster Schleiermacher, welche mir durch Ihre freundliche Gunst ein zweifaches Geschenk geworden sind, habe ich schon einige Zeit in der Hand¹⁷⁾; aber sie wollen immer noch nicht so lange darin weilen, daß ich sie mit raubgierigen Rezensentenblicken durchlesen könnte; immer nimmt sie ein Freund wieder hinweg. Dadurch ist mir indessen auch die Freude geworden, mit mancher Seele darüber zu sprechen, und ich kann Ihnen kurz den allgemeinen Eindruck sagen, den sie auf uns (Sie fühlen hier die Bedeutung dieses herrlichen Wörtchens mit mir) gemacht haben. Die ersehnte Frömmigkeit haben Sie den aufgeklärten Guten unseres Zeitalters fromm ausgesprochen. Sie haben sich die Herzen, welche Sie sich schon erworben hatten, durch die Predigten noch mehr zu eigen gemacht, und — was mich noch beinahe mehr freut, — Sie gewinnen sich noch mehrere; denn hier hört das polemische Gegenüberstellen auf, das in Ihren Reden das Treffliche dem Blick desjenigen entziehen kann, der noch nicht die Anschauung Ihres Inneren gewonnen hat. Und die Andachtsübung, welche die Monologen dem höheren Denken gewähren, unterhalten¹⁸⁾ Ihre Predigten dem gemeinen, ja sie führen selbst den minder herzvollen Leser zu einer erhebenden Andacht hin. So ganz christlich bilden sie Christen. Ich gebe Ihnen in diesen Worten, wie gesagt, einiges von dem allgemeinen Eindruck, den die Predigten auf uns gemacht haben.

Auf einiges nur kann ich mich jetzt bestimmter einlassen, auf die zwei Predigten, die ich mit genauerer Aufmerksamkeit noch zur Zeit durchlesen habe. Die von der Gerechtigkeit Gottes enthält mir eine zum Teil neue Idee, denn es ist mehr darin, als die ehemalige (Leib-

17) Die erste Sammlung von Schl.s Predigten (1801).

18) So wörtlich, man erwartet „bieten“.

nizisch-Wolfische) bonitas sapienter administrata, und doch die Vergeltung (talio), die unserem Herzen auch nach dem Kantischen Rigorismus immer wie ein böser Engel dastand, so ziemlich weggeschafft. Subjektiv bleibt sie zwar immer, und muß bleiben als Ansicht gerade für den Menschen, dessen strafbares (leeres) Innere ihm den Begriff von Strafe (im strengen Sinne) notwendig macht, und das ist eben vortrefflich. Auch wird so die Gottheit mehr Eins- als Weisheit — ohne unter der Nemesis zu stehen, wie es Kant irgendwo (am Schluß seiner Moral oder Rechtslehre) ausdrücklich annimmt, und die prekäre Annahme der Vergeltung (bloß um der Vergeltung willen), welche dem Moralbeweise fürs Dasein Gottes in der ehemaligen Form zugrunde lag, fällt durch diese höhere Ansicht weg; Sittlichkeit ist hier ein und alles — das Schicksal ist ihre unendliche Entwicklung. Aber bei meinen Freunden nehme ich doch immer noch hierin eine Partei gegen Sie, weil mir doch die allvorbereitete Erscheinung der Rache in dem menschlichen Herzen einen tieferen Grund zu haben scheint, der nicht so leicht das Rächende in der höchsten Gerechtigkeit wegdenken läßt. Indessen nehme ich hier Partei zugleich gegen mein Herz, und darum ist mir's vielleicht noch nicht zu deutlichem Bewußtsein gekommen, was sich gegen Ihre Idee aufsuchen ließe.

Mehr einzuwenden habe ich mit meinen Freunden gegen einzelne Gedanken in Ihrer vortrefflichen Predigt über die Bereitwilligkeit anderen Redenschaft zu geben. Sie werden diese Stelle erraten. Ich soll kein Geheimnis haben! Nein, Freund, Sie lassen uns keinen Raum zur Freundschaft! — so sagte ich Ihnen lächelnd, als ich jene Stellen las und daran dachte, wie Sie an Fichte zu meiner Freude rügten, daß er keine Zeit dazu lasse. Hatte Jesus unrecht, wenn er sogar zu seinen Vertrauten sprach: „ich habe euch noch viel zu sagen, aber ihr könnt's jetzt noch nicht tragen“, und wenn er manches in sich verwahrte, weil es niemand verstand? Und wo ist der Mensch von Gemüt, der nicht manches in sich trägt, das kaum der versteht, welcher die vertrauteste Anschauung von seinem Innern hat? Ich legte jene Stelle einer Freundin, die man vorzugsweise die Gemütvolle nennt, und deren reine Urteile mir oft statt aller Demonstrationen dienen, zur Beurteilung vor. Auch sie stimmte mir bei, und das war mir volle Bestätigung. Aber sie wies mich darauf hin, auch Sie recht zu verstehen, indem sie Ihrem Vortrage die Auslegung gab, daß man nur wahr sein solle, und so werde sich unser Geheimnis gerade dem mitteilen, der es zu wissen bedarf und der es versteht; es wird sich ihm nämlich andeuten, vielleicht nur durch ein einzelnes Wort, und so wie die Natur zu dem spricht, der Sinn für sie hat, während tausend ihre laute Sprache nicht vernehmen, so wird sich dann belohnend unser Inneres dem aufschließen, der es wert ist

zu sehen, — und wer etwas anders als das Höchste der Menschheit sehen will, dem sei es verschlossen. Mir fielen die Worte Jesu ein: wer Ohren hat zu hören, der höre! Sie müssen dabei bemerken, daß diese Freundin, welche in ihrer Weiblichkeit einen vollkommenen Gegensatz gegen das Philosophieren (Vernunftarbeiten) bildet, Ihre Monologen mit einem Symphilosophieren gelesen hat, wie vielleicht kaum einer Ihrer Freunde, und bei dem Lesen Ihrer Predigt ausrief: Das Buch muß ich ja lesen, das ist, wie ich es gerne habe — nicht so wie andere Bücher, die aber nun nichts von Ihnen lesen mag, was andere auch sagen könnten, z. B. allgemeine Wahrheiten. Übrigens ist es uns bei jenen Äußerungen über Geheimnisse vorgekommen, daß Sie noch nicht alle Erfahrungen des Menschenlebens in Ihrem Gemüte, das die bessere Welt in sich trägt, aufgeschlossen haben, sonst, meinen wir, hätten Sie einiges (nur wenig) anders gesagt.

Was Sie über Erziehung gelegentlich einfließen lassen, stimmt so ganz mit meinen Grundsätzen überein, daß ich es in meiner nächsten literarischen Erziehungssache zu sagen mir schon vorgenommen hatte; ich meine nämlich den Gedanken von der Verwerflichkeit eines Vorbereitens, worüber die Gegenwart verlorengeht. Die Erziehung geht auf das Ganze des menschlichen Werdens und auf seine kleinsten Elemente der Zeiteilchen, so daß in dem Kinde jeder Augenblick ebensogut dem Genius heilig sein soll als in dem Greise. Wenn wir tiefer in die Kunst der Künste, in die Menschenbildung eindringen, so wird sich gewiß ergeben, daß durch den besten Gebrauch des Jetzt, so daß nämlich der Mensch (das Kind, der Knabe) sich selbst darin ganz hat, die beste Ausbildung für die Zukunft gewonnen wird; diese tieferen Einsichten werden zugleich die Weisheit des Lebens enthüllen, eines Lebens, in welchem sich ein strenger Kantianer und ein Friedrich Schlegel besser verstehen und gefallen werden. Dies ist der Stein der Weisen, woran wir suchen. Sie haben mir noch vieles versprochen, bester Mann; eine Zeile von Ihnen ist mir schon vieles: wie sehr viel darf ich also erwarten! Aber darf ich Sie freundlich erinnern, daß Sie mich lange warten lassen, z. B. auf die Beiträge zur Gießler Bibliothek? . . .

5. Schleiermacher an Schwarz.

10. Oktober 1801.

Es ist lange unter meinen Vorwürfen gewesen, lieber Freund, daß ich so lange gegen Sie geschwiegen. Dies hat seine Ursache größtentheils in dem an sich löblichen Vorsatz, nicht mit leerer Hand vor Ihnen zu erscheinen, sondern gleich etwas von meinen Ihnen gemachten Versprechungen zu erfüllen, und dazu habe ich eben nicht eher kommen können. Sie erhalten nun hiebei für das Journal der Prediger-Arbeiten einen vielleicht des Gegenstandes wegen nicht unmerkwür-

digen Vortrag und für die Bibliothek die Beurteilung der Campeschen Weltgeschichte. Bei der letzteren ist es mir, wie Sie bald sehen werden, mehr darum zu tun gewesen, gewisse Ideen zum Nachdenken hinzuworfen, und Ihre Bibliothek begünstigt ja ein solches Verfahren. Ich bin nur neugierig, was Sie zu mancher Äußerung sagen werden; vielleicht erfahre ich dies in einer oder der andern Anmerkung, welche Sie dazu machen. Sobald ich dazu kommen kann, möchte ich Ihnen gern eine Rezension von Tellers Zeichen der Zeit und den darüber geschriebenen Briefen eines ostpreußischen Landpredigers zuschicken, um dabei vielleicht etwas ausführlich meine Meinung über das, was dem geistlichen Stande nottut, zu sagen¹⁹⁾. Dann schicke ich Ihnen auch wohl ein paar kurze und passende Vorträge für das Magazin von Wochenpredigten²⁰⁾. Aber wie soll ich Ihnen das alles mit der Post schicken? Oder wissen Sie mir eine Gelegenheit nachzuweisen? etwa den Kommissionär der Geyerschen Buchhandlung in Leipzig? Ich wollte Ihnen noch diese paar Bogen auf dem Wege zukommen lassen, auf welchem Sie die Predigten erhalten haben, wenn man mir nicht gesagt hätte, es wäre unwahrscheinlich, daß Geyers zur Michaelis-Messe in Leipzig wären.

Ihr letzter Brief, der größtenteils diese Predigten zum Gegenstande hat, hat mir viel Freude gemacht. Was kann auch Angenehmeres begegnen, als durch seine Arbeiten dem edelsten Gefühle Genuß gewährt und Nachdenken veranlaßt zu haben? Gegen meine Idee von der göttlichen Gerechtigkeit werden Sie, hoffe ich, nichts Tüchtiges aufbringen können. Die Nemesis erkenne ich gar sehr an und freue mich, wo ich sie finde; allein wenn von einer göttlichen Eigenschaft, d. h. von einer göttlichen Handlungsweise, die Rede ist, so kann nur etwas, was ununterbrochen seinen Gang fortgeht, darunter angeführt werden, wogegen diese Nemesis immer nur eine seltene Erscheinung ist. Ich möchte sie im eigentlichsten Sinn eine Erscheinung nennen, weil vieles nur in der Subjektivität des Wahrnehmenden liegt, und ich würde sie mehr zu den Veranstaltungen der Weisheit zählen, um die Aufmerksamkeit der Stumpferen und Roheren rege zu machen.

In der sechsten Predigt ist es gewiß nicht meine Absicht gewesen, der Freundschaft den Raum zu versperren, und es könnte nur durch Nachlässigkeit des Ausdrucks ein Schein davon entstanden sein. Meinen Sinn über diese Sache hat schon (Ihre) gemüthvolle Freundin sehr wohl getroffen, und ich freue mich dieser Übereinstimmung, wie überhaupt ihres Wohlgefallens ganz besonders. Denn ich mag Ihnen nicht bergen, daß es mir eine ganz eigene Freude ist, wenn ich im-

19) Ist solche Rezension erschienen, so ist sie bisher nicht nachgewiesen. Zu der über Campe s. u. Anm. 21.

20) Magazin für Wochen- und Leichenpredigten, 10 Bde. (Marburg, bei Krieger).

stande bin, auf zarte weibliche Seelen einen Eindruck zu machen, da dies nur gar zu sehr der ausschließende Vorteil der Dichter zu sein pflegt. Die Monologen haben mir schon öfters dieses Glück verschafft, und ich freue mich, daß die Predigten auch nicht ganz zurückbleiben, wengleich unstreitig Ihre Freundin manches darin finden wird, was ihr nur als allgemeine Wahrheit erscheinen kann. So ist auch in der sechsten Predigt unmittelbar nirgends von den innersten Geheimnissen des Gemüths die Rede, sondern von dem Leben, dem Wandel und was sich unmittelbar darauf bezieht. Da möchte ich nur die Geheimnisse verbannen, und was S. 127 dagegen gesagt ist, bezieht sich nur auf solche. Wie sehr ich jene Geheimnisse in Ehren halte, hätten Sie doch daraus schließen können, was irgendwo schon von der Nachfrage nach dem Grunde äußerer Handlungen steht: die Euch nicht nahe genug sind, um zu urtheilen, mögen sich bescheiden, daß ihnen dieses Geschäft noch nicht angewiesen ist. Indessen gestehe ich Ihnen gern, daß in meinen Augen jeder, der nicht aus Zudringlichkeit und leerer Neugier, sondern aus Interesse an dem Zusammenhange meines Denkens und Handelns oder an meiner Individualität nach etwas fragt, das schon zum Gebiete des Inneren gehört, schon eben dadurch gewisse Ansprüche auf Wahrheit sich erwirkt; denn wer fragt, in dem muß auch eine gewisse Fähigkeit sein, eine Antwort zu vernehmen, und gewiß hat Ihre Freundin recht: wie wahr man auch antworte, es wird doch keiner mehr vernehmen, als er kann, und also auch, als er soll. Ob der Schluß, den Sie aus jenen Äußerungen gemacht haben, richtig ist, darüber kann ich Ihnen nichts sagen, da Sie sich noch nicht bestimmt darüber äußern. Wer hat wohl das ganze Menschenleben umfaßt? Gewiß ist jedem darin manches verschlossen; ob es aber hier mit mir der Fall ist, möchte ich wohl wissen, und ich wünschte, Sie suchten mich darüber ins reine zu bringen. Aus dem Anfang Ihres Briefes schließe ich, daß ich in der Bibliothek ein Urtheil über die Predigten von Ihnen zu erwarten habe. Verzögern Sie es mir nicht zu lange und vergessen Sie ja nicht über dem Freunde, der in den Ideen sich selbst wiederfindet, den Richter über alles, was zur Form und zur Arbeit gehört. Vielleicht lasse ich in ein paar Jahren ein ähnliches Bändchen Festpredigten folgen, und recht viele belehrende und gründliche Urtheile über diese ersten einzuholen, wäre mir dazu sehr willkommen.

Für jetzt liegen meine Arbeiten in einer andern Sphäre. Der Anteil, den ich an Schlegels Übersetzung des Platon nehme, hat mich diesen ganzen Sommer beschäftigt, und meine Schuld ist es nicht, daß der erste Band noch nicht erschienen ist. Nächstdem werden Sie vielleicht in dem Michaelis-Meßverzeichnis unter den künftigen Büchern die Grundlinien einer Kritik der Moral gefunden haben, die aber erst übers

Jahr um diese Zeit erscheinen sollen. Den dazu nötigen nochmaligen Wiederholungen aller Studien, nämlich der wichtigsten Schätze der praktischen Philosophie von Platon bis auf Fichte, ist dieser Winter bestimmt und der Sommer der leichteren Arbeit des Schreibens. Auf diese Kritik denke ich dann wohl bald eine neue Darstellung der Moral folgen zu lassen, und dann, denke ich, wird alles, was etwa noch zwischen uns über diesen Punkt streitig ist, zur Sprache kommen. So weiß ich mir nicht recht zu erklären, wie Sie das meinen, was ich in Ihrem vorletzten Brief und auch hernach in der Bibliothek gefunden habe, daß Moral im Gegensatz der Religion nur etwas künstlich Gemachtes ergibt. Wenn Sie die Moral meinen, nämlich das System, die philosophische Behandlung, so ist das freilich wahr; aber es gilt dann von jedem System, weil jeder von allem Übrigen und also von allem Wirklichen abstrahieren muß, und welches würde künstlicher und gemachter sein, als eine solche Religion? Meinen Sie aber die innere Tätigkeit der Gemüter, die Moralität, so weiß ich nicht, wie Sie das von der wahren Moralität sagen können (denn die vermeintliche und vergebliche — das versteht sich von selbst). Mir scheint die moralische Tätigkeit ebenso innerlich, ebenso wahr und ebenso natürlich, aber doch eine ganz andere zu sein, als die religiöse. Hier ist also noch etwas zwischen uns, es sei eine Verschiedenheit der Ansicht oder nur des Ausdrucks, und der wird sich am besten entwickeln, wenn die Gegenstände einmal in Masse vorkommen.

Ihre angefangene Erörterung über den Mystizismus ist mir auch deshalb sehr willkommen, und ist dies ein Begriff, auf den gar vieles ankommt und der Licht auf die dunkelsten Stellen werfen muß, wenn er recht ins Klare gesetzt ist. Was ich in der dritten Rede darüber gesagt habe, ist sehr wenig, und ich bin auf Ihr Weiteres sehr begierig.

Es wäre noch so vieles auf Ihren vorletzten Brief zu sagen, aber es ist so lange her, daß ich fürchten muß, es möchte Ihnen nicht alles mehr gegenwärtig sein, wenigstens geht es mir gemeinlich so, wenn ich eine Antwort erhalte, die lange ausgeblieben ist, — nur das wissen Sie gewiß noch, daß Sie mich in demselben näher in den Kreis Ihrer Freunde eingeführt haben, und Sie wissen wohl, ohne daß ich es Ihnen sage, daß Sie mir damit etwas Großes getan haben. Lassen Sie sich recht wohl dabei sein, daß Sie einige so gleich gestimmte und doch hinlänglich verschiedene Freunde in der Nähe haben. Mir fehlt das gar sehr, und ich weiß, wieviel mir damit fehlt. Es ist mir eine angenehme Aufgabe gewesen zu fragen, ob ich wohl, wenn mich das Geschick einmal in Ihre Gegend führte, auch persönlich einem jeden von Ihnen in dem Verhältnis näherkommen würde, in welchem, wie Sie sagen, unsere Gedanken einander begegnen; aber freilich ist sie noch zu unbestimmt, um sich auflösen zu lassen. Werden nicht Ihre

Freunde Kreuzer aufs neue, und wird nicht Savigny auch in den Kreis der öffentlichen Mitteilung treten? Sie können wissen, daß ich gar nicht erpicht darauf bin, daß Bücher geschrieben werden, und daß ich gewiß nicht das Schreiben zu irgendeinem Maßstabe der Beurteilung nehme; aber wenn es das einzige Mittel ist, wie ich hoffen kann, jemand, der mich interessiert, näher kennenzulernen, kann ich bisweilen ein rechtes Verlangen darnach haben. — Von Brentano habe ich noch nichts gelesen; es hat mich aber sehr gefreut, Sie so gut für ihn gestimmt zu sehen. Das beweist mir schon etwas zu seinen Gunsten . . . [verwischt, etwa 4 Worte] was ich sonst von ihm gehört, hatte ich mir ihn sehr unreif, flüchtig und ungediegen gedacht.

Ich muß Abschied von Ihnen nehmen. Seien Sie mir herzlich gegrüßt und strafen Sie mich nicht etwa mit einem ebenso langen Aufschub.

6. Schwarz an Schleiermacher.

. . . Daß uns Ihre Literalien überaus willkommen waren, darüber brauche ich Ihnen weiter nichts zu sagen. Der Aufsatz für das praktische Journal von Müller wird vermutlich jetzt abgedruckt. Ich soll Ihnen den Dank des Herausgebers versichern und die Bitte um mehrere Beiträge. Der Verleger wird Ihnen in Leipzig das Honorar besorgen; ich bitte Sie nur, mich eine Anweisung dorthin wissen zu lassen. Der Setzer ist nicht so ganz mit Ihnen zufrieden wegen der feinen Schrift; ich wünsche, daß nicht auch Ihre Augen darüber unzufrieden sind. Der Aufsatz, welcher mich näher angeht, ist nun bereits im ersten Stück der Gieß[en]er Bibliothek gedruckt²¹⁾. Dafür bin nun ich vorerst Ihnen besonderen Dank schuldig. Sie haben einen Ton angestimmt, den ich längst gern zu hören wünschte, und daß Sie ihn nicht noch schärfer gegriffen haben, macht mir Ihre Humanität, die Sie hier gegen Campe beweisen, nur achtungswerter. Meine Anmerkung dazu ist unbedeutend, da ich Ihnen nur das dazu sagen wollte, was ich soeben gesagt habe, und unserem Publikum andeuten, daß es zu neuen Ansichten über Pädagogik und Methodik kommen müsse. Mehrere Druckfehler in diesem Bibliotheksstück sind mir ärgerlich, unter anderem heißt es in dem, was ich sage: „nur dem einen Herausgeber“ statt „mir dem einen Herausgeber“²²⁾. Sonderbar war es, daß, eben als Ihr Brief ankam, an dessen Schluß Sie über literarische Betriebsamkeit der Freunde in Marburg fragen, wir in

21) Besprechung von Campes Historischem Bilderbüchlein, Allg. Bibliothek der neuesten theol. und pädagog. Literatur, herausgegeben von Schmidt u. Schwarz VI 1, Gießen, Heyer, 1801, S. 80—100. (Vorhanden auf der Universitätsbibliothek in Greifswald und der Landesbibliothek in Darmstadt.) Das Wichtigste daraus habe ich in der „Erziehung“, 9. Jahrg., S. 251—254, mitgeteilt.

22) S. 100 am Anfang von Schwarz' Zusatz.

literarischen Diskussionen über Sprache und Bildung durch Sprache begriffen waren. Wir hatten schriftlich unsere Gedanken gewechselt, und Sie fehlten uns nur noch; denn wir glauben auch hier im Geiste ganz vereinigt zu sein, nur daß Ihre originellen Blicke unsere Ideen höher potenzieren würden. Ich komme hier in Versuchung, Ihnen aus einem Aufsätze Creuzers, des Professors der griechischen Sprache und Eloquenz (Sprachforschers κατ' ἔξοχήν) etwas herzusetzen: „Aber wirkt man hier ein, wird uns nicht auf diese Weise das ernsthafteste Geschäft zum Spiel werden? Ihr macht große Forderungen für Bild und Dichtung: Geist und Wahrheit hat doch ursprünglichere und heiligere Rechte, und wo ist, wenn man im Unterricht und Lehre das dichtende Vermögen einmal frei lasset, wo ist eine Grenze seines Strebens abzusehen? Und vertrieb der göttliche Platon, der doch wohl wußte, was Bilden und Lehren sei, nicht selbst die Poeten aus seinem Staate? — Antwort: Wir stehen gerade auf dem entgegengesetzten Punkte, als auf dem Plato stand, da er den Poeten etc. etc. Er lebte unter einem Volke, das, wo von geistiger Tätigkeit die Rede war, für nichts als Poëm, Bild, musikalische und mimische Kunst Sinn hatte, dem Philosophie an sich so wenig galt, daß sich die Philosophen nur als Musiker und Poeten einschleichen müssen. Wir in einer Welt von abstrakten Begriffen überflutet, wo trockene, harte, scharfe Theorie als allgemeines Gesetz geistiger Tätigkeit herrscht. — Und ist nicht Plato derjenige, der von allen Philosophen und Pädagogen den Lehrbedürfnissen so sehr Genüge leistete, daß seine Werke als ein Kanon der mystischen Lehrkunst als Vorbild der mystischen und symbolischen Darstellung gelten können?“ Ich muß abbrechen. Aber hier noch etwas aus seinem letzten Briefe: „Besorge aber nicht, daß ich auch auf meinem Felde nichts hervorbringen werde über allen den Anstalten und Vorbereitungen. So mir Gott Leben und Gesundheit — Freude und fröhliche Stimmung der Seele erhält, liefere ich, zwar nach der Natur meines Bodens etwas spät, aber doch gewiß einige Früchte auf den Altar der Wissenschaft.“ — Nun kennen Sie diesen Geist näher.

An Savigny, dem Edlen, haben Sie einen Nachbar und Kollegen, der Sie freuen wird, in demselben Bibliotheksstück erhalten; er ist Verfasser der Rezension über Universität²³⁾.

Ich hoffe, mit der Zeit wird noch etwas aus unsrer Bibliothek: Sie und solche Freunde müssen helfen. Wir haben noch viel mit der Wasserflut anderer Journale, als da sind, Rintelner Annalen u. dgl., äußerlich zu kämpfen. Und besser ist es doch immer, mit Geistern zu kämpfen zu haben als mit Wasser, welches nach Schellings Naturphilosophie die Indifferenz unserer Erde ist. Darum mag sich unsere liebe

23) Allg. Bibliothek (usw. s. S. 256) VI 1, S. 20—54: Besprechung der Schrift von Hoffbauer, Über die Perioden der Erziehung.

Leserwelt gar gerne darin verlieren. Was ist es überhaupt mit unseren kritischen Journalen? Eine Verewigung des Schlendrians. Weder der Jenaischen noch der Erlanger Literaturzeitung darf man noch etwas Bedenklichkeit über den kategorischen Imperativ äußern, wozu sie geschworen haben, und Schlendriansprodukte selbst im pädagogischen Fache, wie z. B. die Familie Wertheim²⁴⁾, werden hoch gepriesen. Ich habe mich daher, wenigstens für den Anfang, in meinem Unternehmen nicht viel Gutes zu versehen.

Zur Ostermesse soll hoffentlich der erste Band meiner Erziehungslehre erscheinen, welche gar sehr von dem bisherigen Erziehungswesen der kantischen Schule (ich ehre Kant, aber nicht seine Schule) abweichen wird. Möchte ich Sie nur erst in so manchen Punkten zu Rate ziehen können, wie meine Freunde und Freundinnen in der Nähe, bei denen jetzt ein Teil des Manuskriptes zirkuliert und die mir weniger schenken als der Troß der Rezensenten. Für die weitere Fortsetzung studiere ich jetzt u. a. Anatomie und Physiognomik: was sagen Sie zu diesem Plane? Wir wollen wetteifern. Ihr Plan für die Bearbeitung der Moral ist einer der herrlichsten, die mir vorkommen können. Ich möchte Ihnen schon zurufen hören: *Macte! macte nova virtute!*

Ich bin ein ganz ketzerischer Naturalist geworden; auch das Handeln (wie Sie es nennen) aus dem kalten Gedanken der Pflicht mag ich nicht mehr leiden; es komme dann zu Zeiten mir Ihre Nemesis, wenn sich die Menschen durch den Geist Gottes nicht mehr wollen strafen lassen, um die Sintflut aufzuhalten; wiewohl am Ende auch damit nicht viel aufgehalten wird. Die Liebe ist mir τὸ Ἐν καὶ Πάν, aber sie ist nichts weniger als ein Abstraktum; sie ist nur im einzelnen, da wo man liebt, gleichviel was, folglich auch unbedingt und unbeschränkt. Daß wir uns so ängstlich nach einem Stakete, das sie z. B. zwischen beiden Geschlechtern im kalten Maß und Ziel erhalten soll, umsehen, kommt daher, daß wir immer an das Wort nur denken und nicht an das Lebendige, an das liebende Gemüt selbst. Ist dieses da, so laßt es nur frei wirken; keine Bildung ohne Liebe und keine Liebe ohne Bildung²⁵⁾ (Veredlung). Von hier aus muß meines Erachtens alle Moral ausgehen, daß sie nur einmal das Buchstabieren verlerne; und vor allem sei das Einpfuschen der Rechte entfernt. Die Rechte — Gott verzeihe mir's wenn ich sündlich werde — hat der böse Feind dem Menschen eingegeben; wenigstens sind sie das Irdische, der entgegenstehende Pol gegen das heilige Licht des Himmels; doch muß ihre Verbindung in dem guten Menschen gezeigt werden. Aber wo gerate ich hin? Ich wollte Ihnen noch sagen, daß es ein schönes Ver-

24) Oder: Emilie? Vermutlich: Emilie Wertheim, ein Buch für Mütter und Töchter, 1786—91.

25) Monol. 1 52.

hältnis der Liebe ist, welches Ihnen mein voriger Brief andeutete, dessen Anschauung Sie wie nur irgend etwas Schönes freuen würde, das sich aber mit dem Aussprechen vor dem Menschen nicht verträgt. Sehen Sie übrigens aus dieser meiner Äußerung, wie sehr ich Ihre Grundsätze über Geheimnisse, welche Sie samt jener Auslegung mir nun mit dem Vertrauen der Freundschaft in Einstimmung gebracht haben, von ganzem Herzen ehre.

Könnten wir Sie, Bester, nur in unsere Mitteilungen mehr ziehen! Unsere Marburger Freunde (bei denen ich neulich war und welche ich jetzt hier erwarte), wünschen dieses ebenso sehr als ich. Wir haben das Gesetz unter uns, daß jeder, so wie ihm etwas in seinen Studien vorkommt, das er mit Freunden besprechen will, seine Gedanken schriftlich hinwirft; darüber wird eben mündlich und schriftlich debattiert, und so sammelt sich ein Archiv unserer Streitsachen. Doch werden wir darauf denken, auch Sie mit in die Mitteilung zu ziehen. Alle Literalien, die für einen Brief zu groß sind, schicken Sie gefälligst unter der Adresse an die Heyersche Buchhandlung in Gießen durch Herrn Böhme, Buchhändler in Leipzig, an mich. Ich erwarte viel; Sie haben mir noch manches versprochen, die Beurteilung von Tellers Zeichen der Zeit, — auch einen Aufsatz über das Technische in (der) Predigt (sollte nicht die Poesie mehr in der Predigt zu tun haben?), und was Sie mir nur schicken können. Auch wünschte ich Ihre Gedanken über meinen Lavater zu erfahren. Das Honorar für die Arbeiten an der Bibliothek kann zur Meßzeit auch in Leipzig ausgezahlt werden. Machen Sie mir nur eine starke Rechnung. — Mögen Sie durch Freunde in der Weise dafür gesegnet sein, daß Sie Ihren Freunden in der Ferne wohlthun!

7. Schleiermacher an Schwarz.

Bald nach Ihrem freundlichen Briefe, mein teurer Freund, erhielt ich auch das Bibliothekstück, worin die Rezension von Campe abgedruckt ist. Es war mir ein angenehmer Anblick, nun einen Anfang meines Mitwirkens in Ihrem Kreise gemacht zu sehen. Gedulden Sie sich nur, es wird schon mehr kommen. Der Aufsatz über Tellers Zeichen der Zeit liegt schon fast beendigt in meinem Pult; ich habe nur noch nicht dazu kommen können, die letzte Hand daran zu legen. Dies sowohl als mein Stillschweigen hat eine sehr angenehme Ursache gehabt, und ich mude allen Freunden, auch denen, die unter diesem Ereignis gelitten haben, zu, sich darüber zu freuen. Ich habe nämlich den Dezember und Januar hindurch Friedrich Schlegel bei mir gehabt. Wir waren dritthalb Jahre getrennt gewesen, und da er ein sehr schlechter Briefschreiber ist, so machten teils unsere inneren Fortschritte, teils unsere gemeinschaftliche Arbeit am Platon eine Zusammenkunft notwendig, teils hatte er auch andere Geschäfte hier zu besorgen. Es hat uns

wohlgetan, uns gegeneinander auszuschütten, und ich besonders habe an ihm manche Wendung des Geistes und manches innere Erzeugnis gefunden, was ich a priori nicht diviniert hatte. Er ist mir so erschienen, daß, wenn ich eine Seelenwanderung annähme, ich behaupten würde, er sei Pythagoras gewesen. Gar vieles ist geredet worden in diesen zwei Monaten, und unsere Harmonien und Disharmonien haben sich deutlicher ausgesprochen und befestigt. Ihn hat hernach auf einige Wochen ein anderer Freund abgelöst, der sich in Absicht des umfassenden Geistes freilich mit ihm nicht messen kann, für mich aber und mein Freundschaftsbedürfnis in mancher Hinsicht gleichsam das Ergänzungsstück zu ihm ist²⁶⁾. Nur erst seit einigen Tagen bin ich wieder allein, und nun muß ich auch mit verdoppeltem Eifer alles Versäumte nachholen. Dahin gehört denn auch mein Briefwechsel mit Ihnen und die versprochene kleine Arbeit. Ersterer soll aber auf letztere nicht warten; ich schreibe lieber gleich, obschon ich an die andern Sachen auch bald zu kommen hoffe, und schicke sie Ihnen dann unter der angewiesenen Adresse über Leipzig.

Ihre Nachricht von der Art, wie Sie untereinander Ihre Gedanken austauschen, habe ich mit Vergnügen gelesen. Es ist dieses ein eigener Vorteil, dessen man sich nur erfreut, wenn man mehrere Freunde in einer solchen Nähe hat, welche schriftliche Mitteilung erfordert, aber zugleich erleichtert. Es gab eine Periode, wo ich ihn auch genoß, und ich weiß also seinen Wert zu schätzen. Wir alle waren aber damals in dem ersten Stadium unserer Bildung und unterlagen — weniger aus Eitelkeit als aus Unbeholfenheit — der Versuchung, alles in ausführliche und zierlich geschriebene Aufsätze zu bringen, so daß wir teils weit mehr Zeit dabei versplitterten, als nötig gewesen wäre, da doch nichts, was außer diesem Kreise einen Wert gehabt hätte, zustande kam, teils manchen Gedanken höher schätzten, als er wert war und als wir getan haben würden, wenn wir ihn in ein paar Zeilen nackt und bloß hingestellt hätten. Jetzt würde ich ein ähnliches Verhältnis als eine schätzbare Aufforderung betrachten, mich der höchst möglichen Konzinnität zu befleißigen. Wenn diese dann auch strenger ist, als man sie in Unterhaltungen mit dem Publikum brauchen kann, so hat die Gewöhnung daran für das eigene Studium ihre nicht zu ermessenden Vorteile. Mir will es damit noch immer nicht so gelingen wie Fr. Schlegel, der für seinen und seiner nächsten Freunde Gebrauch alles in fast algebraischen Formeln aufzeichnet. So kann sich der wahre Gehalt eines Gedankens unmöglich verhehlen.

Hr. v. Savignys Aufsatz hat mir allerdings viel Freude gemacht; ich wollte nur, er wäre mehr in das Detail seiner eigenen Gedanken hineingegangen, die sich wohl nur wenige Leser von selbst werden

26) Ehrenfried v. Willich.

weiter ausbilden können. Doch vielleicht werden wir das anderswo zu erwarten haben. In einem Punkte möchte ich von ihm abweichen: ich glaube nämlich, daß in einem höheren Sinn die Philosophie allerdings Vorbereitung zu allen andern Wissenschaften ist, indem jede einzelne im System des Ganzen nur durch sie abgeleitet werden kann. Daß dies durch die propädeutischen Kollegien nicht geschieht, ist wieder eine andere Sache. Ihren fortlaufenden Aufsatz über Religion und Mystik ^{26a)} lese ich mit großem Interesse; ich hoffe, er wird viel beitragen, den rechten Sinn hie und da reger zu machen. In Ihrem Urtheil über Lavater herrscht das ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ recht durch und durch; auch haben Sie ihn sich gerade in die rechte Form gestellt, aus der er für Ihren Zweck gesehen werden muß. Daß Sie auch meinen Predigten eine Stelle in diesem Aufsatz vergönnt haben, ist mir sehr wert gewesen, da dieser gleichsam das Heiligtum der Bibliothek ist. Nur habe ich auf der andern Seite dabei gelitten, weil es Sie verhindert hat, mit der Kritik in ein solches Detail zu gehen, als ich gern von Ihnen gelesen hätte. Ueberhaupt ist mir dieser Wunsch bei allem Lobe, das mir zuteil geworden ist, nicht erfüllt worden. Inwiefern ich in Absicht auf die Poesie im Predigen Ihrer Meinung bin, werden Sie schon aus den Reden wissen; die Zeit wird wohl noch lange nicht kommen, wo es an seiner Stelle ist. Indes kann man immer auf gewisse Weise darauf vorbereiten durch Predigten, welche, ohne eigentlich poetisch zu sein, doch die poetische Anlage ansprechen. Gewissermaßen, wiewohl nur in einem beschränkten Sinne und als ein leiser Anfang, gehört die erste aus meiner Sammlung in diese Klasse. Zu einem Aufsatz über das Technische im Predigen wird es wohl mit meiner nächsten Sendung an Sie noch nicht gedeihen.

Daß wir über die Geheimnisse miteinander verständigt sind, ist mir sehr lieb. Ein Verhältnis der Liebe, wie es auch immer gedacht werde, kann meiner Gesinnung nicht zur Gegeninstanz gemacht werden. Ich selbst bin in einem solchen verflochten, welches das Aussprechen so wenig als irgendeins verträgt; aber dennoch ist es mir soweit ein Geheimnis, als es seiner Natur nach von selbst ist; absichtlich wird keins daraus gemacht, und jedem steht frei, soviel davon innezuwerden, als er seiner Natur nach innerwerden kann, und ich bin überzeugt, daß ich mich bei jeder andern Art, die Sache zu behandeln, sehr übel und in härtestem Widerspruch mit mir selbst befinden würde, so wie meine Freundin auch.

Ihrer Erziehungslehre sehe ich mit Vergnügen entgegen; sie wird schon ihr Publikum finden, wenn auch die Rezensenten sie nicht klein kriegen können. Der Erl[anger] L[iteratur]-Z[eitung] möchte ich mich

26a) Allg. Bibl. (s. S. 256) V 165 ff., 317 ff. Hier über Lavater 337 ff., über Schl.s Predigten 344 ff.

indes gegen Sie annehmen. Ich lese sie zwar nicht, aber ich weiß von mehreren Mitarbeitern, die gewiß vom kategorischen Imperativ nicht mehr halten als wir. Wollen Sie indes vor diesem unbequemen Maßstabe ganz sicher sein, so will ich mir Ihre Erziehungslehre, sobald ich sie als existierend aufführen kann, zur Rezension in der Erl[anger] Z[eitung] ausbitten; ich liefere bisweilen eine Kritik darin, und man pflegt sie gern aufzunehmen. Was Sie damit meinen, daß Sie Physiognomik studieren, verstehe ich nicht recht. Wie kann man sie studieren? und was für einen Gebrauch wollen Sie in der Pädagogik davon machen, da gerade, was in der Physiognomik das Reellste ist (nämlich, was ich mit Lichtenberg lieber Pathognomik nennen möchte), bei Kindern so wenig angetroffen wird? Ich möchte, um mich polemisch auszudrücken, sagen, daß sie aufhören Kinder zu sein, sobald sie Objekt für die Physiognomik werden. Meinen Sie es aber für spätere Zeit, so haben Sie allerdings sehr recht . . .

8. Schwarz an Schleiermacher.

Münster bei Gießen, 16. März 1802.

Viel länger als mein Herz es wollte, mußte ich meine Antwort an Sie, bester Mann, verzögern. Nun, besorge ich, werden Sie davon nicht mehr in Berlin erreicht. Aber sei es auch, diese Veränderung Ihrer Lage macht mir unendliche Freude, denn eine Hofpredigerstelle²⁷⁾ ist doch eher der Ort für einen solchen Prediger als das Charitéhaus, wiewohl dieses Sie nicht anders als mit Trauer entlassen wird — ein Prediger der Frömmigkeit hat überall sein Auditorium. Ihre nächste Wirksamkeit wird nun größer und Ihre Umgebung freundlicher. Ihr entfernteres Wirken wird nichts darunter verlieren, und in Ihrer frohen Stimmung werden Sie Ihrem sich erweiternden Publikum und Ihren immer lieber gewinnenden Freunden oft belehrende glückliche Worte zusenden. In prophetischer Begeisterung rufe ich Ihnen Segen zu. Haben Sie einmal Muße, so sagen Sie mir etwas von Ihrer Lage in Stolpe und geben den Lauf der Briefe dorthin an. Soeben erhielt ich diese Nachricht, als ich meinem Verleger Göschen den Auftrag erteilte, Ihnen ein Exemplar meiner Erziehungslehre²⁸⁾ nach Berlin zu senden; hoffentlich trifft es Sie doch da noch. Aber was ich noch besorglicher wünsche, können Sie leicht denken. Werden Sie nun auch Ihr Versprechen halten können? Ja, Sie werden es — Sie wollen es, Sie müssen es wollen. Sehen Sie, wie ich Sie zur Rezension dieses Buches festhalten will. Warum sollte ich auch nicht? Sie sind mir dafür gerade der wichtigste Rezensent für den Gegenstand selbst, und lassen Sie

27) Schleiermacher war die Hofpredigerstelle in Stolpe in Pommern angeboten worden, die er Anfang Mai angenommen hatte.

28) Der erste Teil „Über die Bestimmung des Menschen“ erschien 1802.

mich noch hinzufügen, auch für mich. Denn dieser letztere Umstand ist in unseren Tagen, wo das Kritisieren der Sprecher in der Philosophie auf Zernichtung derer hinaustendiert, welche nicht unbedingt vor ihren Philosophemen (genannt System und Wissenschaft — ehemals Hypothesen) anbetend niederfallen, für jeden und besonders für den seinen eigenen Weg erwählenden Autor, für ihn sowohl als für seine Lehre, bedeutend genug. Schon weiß ich manche, welche mich geradezu des Materialismus verdammen, weil ich nicht bei ihrer Buchstaben-Freiheit bleibe, und andere, welche Inkonsequenz vorwerfen, weil ich nicht ganz ihrer Hypothese, die den Menschen erschöpft haben will (!), huldige; derer nicht einmal zu gedenken, welche noch in der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung von dem kategorischen Imperativ als dem einen und allen ausgehen. Solche Beurteiler mögen immer ihre Mahnungen in contrarium vorbringen, aber ihre Gewohnheit, Werke, die zur Kultur des Geistes gehören, mit Schreibereien zu verwischen und sie noch unter den Troß der nachgeschriebenen Hefte, die im Buchstaben des Zeitgeistes reden, zu setzen, das ist für den Schriftsteller, welcher das passive Publikum der Journalleser kennt, mit Recht empfindlich. Daß es Ihren Reden nicht so ergangen ist, das haben Sie dann doch der Heiligkeit, womit sie dastehen, zuzuschreiben; allein daß sie nicht mit größerer Aufmerksamkeit behandelt werden, wäre es auch nur achtungsvoller polemischer, das ist von den Rezensenten unverantwortlich. Ich schließe mich selbst nicht ganz von dieser Sünde aus; jetzt kenne ich das Buch besser und bitte ihm oft ein übereiltes Urteil ab. Daß Sie mit meiner Theorie von Erziehung (und Bestimmung) des Menschen ganz einstimmen werden, bezweifle ich — desto besser für die Rezension. Manche Gedanken darin habe ich von Ihnen deutlich erhalten, nachdem sie sich schon in mir bewegt hatten; eben dieses Zusammentreffen hat mich zu Ihrem Geiste hingezogen. Und da dieser so recht mein Führer zu sein gemacht ist, so muß er auch der Beurteiler dieses Werks sein. Was Sie mir über Physiognomik erinnern (zum Unterschiede der Pathognomik), darüber werden wir uns wahrscheinlich vereinigen, wenn Sie meine Ausführung im Buche werden gelesen haben. Lichtenberg ist auch mein Mann; aber Lavaters große Ideen hatte er nur in der Verkleinerung der Nachsprechung gefaßt; so wie jetzt Ihre Reden und Monologen dem Unkundigen erscheinen können, da schon ein Troß kleiner Geister in Ihren Worten sich groß zu machen dünkt. Gegen solche Verleumder eines Lehrers oder Sehers kann ich mich sehr ereifern, und darum begreife ich nun auch besser die Polemik Ihrer Reden. Solche sind auch schuld, daß mancher Geist in der Kulturgeschichte (?) verlorengeht.

Aber über dieses Verlorengelien, das mich immer sehr schmerzt, habe ich noch gegen Fr. Schlegel bei Ihnen etwas anzubringen. Sagen Sie

selbst, ob er es nicht verschuldet, wenn das Zeitalter sein Herrliches zu wenig erkennt, und wenn gerade die Geister von eigenem Gehalt es so wenig aufnehmen? Er würde zwar einwenden, daß man dafür nicht könne, indem man sich erst sein Publikum bilden müsse. Allein genau betrachtet, scheint mir dieses nichts anders zu heißen als: man bildet eine kleine Schule, welche mit dem 3. Gliede schon ausgestorben ist. Es geht zwar nichts Herrliches ganz verloren, aber warum sind wir Lehrer? Es soll ja auch wirksam, es soll verbreitet werden von einem auf viele. Diese Wirksamkeit des Guten ist es, was mir allewegs besonders am Herzen liegt, und darum ist mir das Verfahren der Geister zuwider, welche das Organ für die Mitwelt vernachlässigen; denn so werden sie auch nichts für die Nachwelt. Ich erkenne so sehr als jemand die Notwendigkeit des Esoterischen, und wenn Sie wollen, der Mysterien an, aber ich verlange, daß die Weise²⁹⁾ sich nicht selbst verschließe; die Seher sollen ihre Sprache wenigstens nicht absichtlich zum Zurückstoßen der Ungeweihten gebrauchen; ich dünkte, es sei größer, in der Volkssprache zu sprechen, daß es jeder verstehe, wem es gegeben ist.

Noch vieles habe ich darüber auf dem Herzen; sehen Sie doch mit Aufmerksamkeit an, was ich in dem letzten der Briefe über die Bestimmung³⁰⁾ usw. bei Gelegenheit der Sprache angedeutet habe. In der Erziehungslehre selbst werde ich oft darauf zurückkommen. Ich bitte überhaupt zu bemerken, daß alles Folgende immer nur ein tieferes Erläutern der im 1. Teile angezeichneten Hauptgedanken sein soll. Äußerst interessant wäre mir es zu wissen, wie Sie und Fr. Schlegel sich gegeneinander ausgesprochen haben; denn in Ihrem Geiste scheint mir noch gar vieles zu liegen, das sich überhaupt noch lange nicht ausgesprochen hat, und, da dieses bei Fr. Schlegel schon weit mehr geschehen ist, wahrscheinlich von ihm sehr abweichen wird.

Da wäre es denn hauptsächlich ein Punkt, worüber ich Sie beide hören möchte. Ist die Form alles? Ist sie das Höchste? Ich bin darüber auf folgende Gedanken gekommen. „Die Wissenschaft ist mir mehr“, sagte mir ein Freund, ein anderer: „nein, die Kunst ist mehr“. „Was? Die Kunst ist alles!“ rief mir Brentano aus. Ich schalt ihn darum einen Pedanten und gab ihm Geniestolz schuld, und darüber kam er außer sich und zankte ohne Gründe fort. Ist nun nicht dieses Streiten alles, dachte ich, aus dem (Fichtisch) idealistischen Prinzip hergeflossen, daß nichts in uns sei, als was wir machen, d. h. jenem, dem die Wissenschaft das Höchste ist, was wir durch Denken in uns aufstellen, und bei dem unbedingten Kunstverehrer, was wir für andere (objektiv) darstellen? Dabei ist aber noch das Tiefste des Gemüts

29) Der Weise?

30) Der „Erziehungslehre“ erster Teil.

ganz unbeachtet geblieben; denn dieses faßt sich weder in ein Gedachtes noch in eine objektiv darzustellende Anschauung. Ja, ich finde in allem durch die Wissenschaft oder die Kunst Hervorgebrachtem die stillschweigende Voraussetzung, daß es nur auf die unerschöpfliche Tiefe der Menschheit hindeute, und darum suchen beide mit einer gewissen Unruhe immer tiefer zu dringen. Ist aber das wirklich so, dann ist weder die Kunst noch die Wissenschaft das Höchste, d. h. überhaupt nicht die Form (die ποίησις), sondern beide sind nur Mittel und das Höchste und Heiligste der Menschheit ist das innere Leben, das allem Denken und Formen zugrunde liegt; es ist mit einem Worte nicht ein Handeln, sondern ein Sein, versteht sich ein das Handeln (Denken usw.) hervortreibendes Sein. Damit bin ich noch kein (krasser) Realist: ich setze mich nur dem Idealisten entgegen, welcher alles in der nackten Freiheit erschöpft haben will, d. h. in einem Gedanken-dinge, das er für die Menschheit gibt. Nach seiner Lehre ist der Mensch nicht von Natur, und da er doch von Natur spricht, so verwechselt er sie mit seinem Machwerk, wird also un w a h r, gleich dem, der aus Pflicht zu lieben meint, und erstickt alle Ahndung des Göttlichen in ihm. Denn seine Kunst oder Wissenschaft sind doch nichts anderes als Götzen, wenn sie nach nichts Höherem streben; und dieses Höhere kann nicht immer wieder Form sein, sonst gerieten wir in jene Zirkel wie die Moralisten, die da ewig sagen: tue deine Pflicht, — aber: was ist denn Pflicht?, wollen wir wissen. Kurz, ich nehme eine Lebendigkeit und Fülle des Gemüts an, woraus allein alles Große und Göttliche hervorgeht; wo sie fehlt, finde ich in allem gepriesenen Pflichthandeln oder Spekulieren oder Darstellen — leere Form, und ich mag es nicht. Irre ich nicht sehr, so spricht mich ein gleicher Glaube aus Ihren Schriften an, und selbst bei Jacobi³¹⁾ scheint mir diese Gemütsliebe das Wesentliche zu sein. Gewiß ist diese Sache für den Redner und Bildner der Menschheit von großer Wichtigkeit. Ihr Platon wird mehr darüber enthalten als irgendein Buch.

Wird etwas Heiligeres in dem Menschen angenommen als sein Handeln d. h. als sein Tun mit Bewußtsein, dann erst ist die Religion nicht ein leerer Begriff; aber muß dann nicht die Anschauung und folglich die wahre Darstellung dieses Innern nach jeder Individualität verschieden sein? Und wo ist dann das vereinigende Objektive zu suchen? Doch immer in einem Abstraktum, dem das Subjekt sein Eigentümliches unterlegt. Gibt es überhaupt Vereinigung unter den Menschen durch das Objektive, außer der äußerlichen, rechtlichen? Ist nicht am Ende die gleiche Stimmung der Gemüter die Erfüllung der Bitte: δός μοι ποῦ σῶ; Ist nicht, mit einem Worte,

31) Besonders in Friedrich Heinrich Jacobi's „Woldemar“ 1779 und „Alwills Briefsammlung“ 1781.

Freundschaft das Lebendige in aller Mitteilung? Kants reine Vernunft, Fichtes (abstraktes) Ich, Schellings Vernunft an sich, in der zweiten Potenz idealisiert, sind mir lauter Abstrakta. Hier ist alles in der dritten Person, und im Grund wird nicht von meinem Innersten ausgegangen. Aber das nur, nichts Fremdes, kann mir das Organ des Heiligsten, der Gottheit, sein. Darum empört mich jede Philosophie, sobald sie alles in mir will aufs Reine gebracht haben. Das muß ich wohl wissen, daß sie das doch nicht hat. Die ganze Idee der Philosophie, die so sehr von der bescheidenen der Griechen abgewichen ist, scheint mir ein *πρώτον ψεῦδος* bei den Neuesten.

Doch ist ein zartes Band, welches meinen Mystizismus mit dem allgemeingültigen Vernunftverkehr zusammenhält, und liegt nicht in ihm die Sicherung gegen eigentliche Schwärmerei? Ich denke über dieses Band nach und kann es noch nicht auffassen. Das Eintreten der Reflexion zur rechten Stunde gehört freilich in dasselbe, aber es muß auch etwas in dem Gemüte vor aller Reflexion sein, was sie ergreift, und wiederum etwas, was ihr zu heilig ist, und endlich ein noch minder erklärbarer Takt in diesem inneren Geschäft. Vieles wird mir dabei über den Unterschied von *Eingebung* und *Belehrung* deutlich. Die letztere ein äußeres Geben eines Geistes an den andern — ein Kommerzium von Verstandswaren; die erstere eine Anregung Gottes in uns. Jenes die Tendenz von einem äußeren Pole nach innen; dieses umgekehrt aus der unerforschten Tiefe hervorsteigend; und doch muß beides einen Vereinigungspunkt finden, denn es wird in beiden etwas in uns. Wie irreligiös müssen es manche Gläubigen finden, wenn man ihnen Jesum zu einem bloßen belehrten (wenn auch durch eigenes Durchdenken belehrten) Lehrer macht! Und sollte nicht darum das Predigen eigentlich Sache der Eingebung sein, wozu nur ein *vates* auftreten darf? Dagegen wäre die Moral eine Belehrung und die eigentliche Sphäre der Katedetik. Aber sie dürfen sich nicht herausnehmen, das innere Leben durch ihre Gesetzbücher in Anspruch zu nehmen, denn sonst ist die, welche die ganze Geisterwelt in einen kategorischen Imperativ auflöst, die einzige. Ihrer Bearbeitung der Moral muß das ganze Zeitalter mit Hoffnung entgegensehen . . .

Professor Cr[euzer] ist der innigste meiner Freunde. Daß er am tiefsten unter uns gleich zuerst in Ihre Reden eingedrungen ist, habe ich Ihnen, meine ich, schon geschrieben. Welche herrliche Welt sich in ihm bewegt, in seinem energischen Gemüte, wird die Zukunft beweisen. Nie sah ich einen regeren Sinn für die tieferen Blicke der Menschheit, daher auch für Tiecks und Fr. Schlegels Geist, und nie dabei lebendiger das *nil admirari* als in ihm; und überdas ist er ein Muster der Bescheidenheit (das nur unsere junge Welt recht sehen sollte), wie es den Vertrauten der Alten charakterisiert. — Das hatte ich schon alles in ihm, und denken Sie, nun hat er meinem Mädchen das Leben

retten helfen. Fast wünscht' ich, das habe ein anderer getan, um nichts als das reine Verhältnis vor mir zu haben, wenn ich seines Inneren gedenke. Er ist groß gewachsen, hypochondrisch sogar, mit roten Haaren und einer Glatze, breitem, sehr langem altdeutschen Gesicht — alles anspruchslos und überaus anziehend. Der junge Mann nahm vor einigen Jahren die zum Kindergebären zu alt gewordene Witwe des Professor Leske³²⁾, eine gute, sanfte, gebildete, häusliche Frau, doch ohne Tiefe, voll Zärtlichkeit gegen ihn. Unsere ersten Vorstellungen gegen diese Ehe fruchteten nichts, und die Ehe ist glücklich; aber ich glaube, er gesteht sich nicht, was er entbehrt, und dadurch nährt er das gute Vernehmen. —

Savigny war auch in diesen Ferien einen frohen Tag bei mir. Die Natur dieses jungen Edlen kündigt schon den hohen Sinn des nach der Höhe strebenden Herzens an; man sieht bei dem ersten Anblick seine logische Tendenz, seine Klarheit und Bestimmtheit, seinen Geschmack, seine Ruhe und höhere Liebe. Nie sah ich die Wahrheit in der Physiognomie deutlicher. Ich habe ihm Ihre Bemerkung zu seinem Frommen mitgeteilt; wohl muß er sich deutlicher erklären. Sonderbar ist seine Kargheit bei seiner herrlichen Liberalität; es ist ein Heilighalten der Freiheit anderer. Daher ist er auch in Rede zu sparsam. Seine Freunde können sich bei ihm ganz besonders in der Konzinnität üben, welche Sie mit Recht als eine Frucht des schriftlichen Ideenwechsels im Freundeszirkel preisen.

Sie gaben mir durch die Nachricht von der Freude Ihrer Freundschaft ein freundliches Geschenk. Nehmen Sie dieses dagegen, und möchte es Ihnen recht viel sein, wenn ich Ihnen sage, daß Sie unter uns waren und daß Sie uns auch lieber geworden sind. Zu diesem uns gehört auch unser liebevoller Amtsbruder, der Pfarrer Crüger, welcher auch hier war. — Schade, daß die Traulichkeit des Kreises zu Marburg durch das störende Prinzip, das wie ein böser Zauber aus Brentano wirkt, und das sich auch im zweiten Teile seines Godwi bei allem Trefflichen darin nicht verleugnet, gelitten hat. Ich bin darum sehr unwillig auf ihn.

Durch des Verlegers Schuld geht es mit der Gießler Bibliothek etwas langsam; das hat auch das Inkonveniente, daß ich erst später (mit Ende des Jahrgangs) abrechnen und Ihnen für das Honorar sorgen kann. Schicken Sie mir indessen recht viele Beiträge. Ich bin jetzt an Daubs Katechetik³³⁾. Der krasse Kantianismus darin, der mir schon vor Jahren durch den Kopf gegangen ist, und der hier sehr

32) F. Creuzer hatte die Witwe des Professors Leske 1799 geheiratet; als er später mit Karoline v. Günderode in nähere Beziehungen trat, willigte seine Frau nicht in die Scheidung.

33) Lehrbuch der Katechetik, 1801.

geistvoll durchgeführt wird, macht mir da so widrige Eindrücke, daß ich mit Gewalt gegen diese erhalten muß. Da verliert sich Religion und alles Herrliche der Menschheit in dem Pflichtbegriff! O des leeren Wesens!

Wollen wir nicht einmal etwas Gemeinschaftliches für Erweckung des frommen Sinnes beginnen? Sie kennen mich jetzt genauer, teurer Freund, und sehen, ob ich so der Ihrige bin, wie ich es glaube. Sagen Sie mir es, sobald Sie können.

9.

Ob Schleiermacher auf diesen langen Brief von Schwarz vom 16. Mai 1802 antwortete, ist nicht festzustellen. Gewissenhaft hat Schwarz die ersten Briefe des neuen Freundes aufbewahrt; aber aus späterer Zeit sind einige verlorengegangen, wie sich aus den wenigen erhaltenen ergibt. Vielleicht hat außer den allgemeinen politischen Verhältnissen besonders die Berufung Schwarz' als ordentlicher Professor der Theologie nach Heidelberg 1804 mitgewirkt, daß der Briefwechsel zwischen beiden eingeschlafen ist, vielleicht auch die Stimmung und die Lebensschicksale Schleiermachers schon vorher, als er aus den Wirrnissen in Berlin nach Stolz gegangen war, von wo aus der briefliche Verkehr mit Hessen besonders erschwert war.

Erst vom 3. April 1809 ist wieder ein Brief Schwarz' an Schleiermacher vorhanden; jedoch muß letzterer dem Freunde kurz vorher geschrieben haben, und zwar wegen der Berufung des Gießener Theologieprofessors Schmidt, des Bekannten von Schwarz, an die Universität Berlin³⁴). Der Ton des Briefes unterscheidet sich wesentlich von den früheren, er ist durchaus nicht gefühlsmäßig, sondern berichtet geschäftlich unter Abschrift eines Teils eines Briefes von Schmidt an Schwarz über des ersteren Bedenken, den Ruf nach Berlin anzunehmen, und fügt einige Neuigkeiten über einzelne Bekannte beider hinzu, über Schleiermachers Schüler und späteren Kollegen Strauß, über Daub, Marheineke, Kreuzer und Boeckh.

34) Joh. Ernst Christian Schmidt (1772—1851). Lenz, *Gesch. d. Univ. Berlin* I 224 sagt nicht, um welchen Schmidt es sich handelt. Briefe Schleiermachers, der ihn als „Grundstein unserer theologischen Fakultät“ nach Berlin ziehen wollte, an ihn stehen bei Meisner, *Schleiermacher als Mensch. Sein Wirken* (1925) S. 125 ff. Vgl. auch das Reg. des Buchs.

Nahe liegt es, daran zu denken, daß der Briefwechsel der beiden Männer in den Anschauungen Schleiermachers über Pädagogik in den nächstfolgenden Jahren Spuren zurückgelassen hat. Deshalb ist es zu bedauern, daß das Kolleg Schleiermachers über Erziehungslehre, das er im Wintersemester 1813/14, wahrscheinlich vor einer sehr geringen Zuhörerschaft gehalten hat, nicht auf uns gekommen ist, nicht einmal in einer Niederschrift eines seiner Schüler. Nur ein Manuskript „Zur Pädagogik und Aphorismen zur Pädagogik 1813/14“ findet sich in seinem Nachlasse; aus ihm ist es in den sämtlichen Werken Schleiermachers III. 9 (1849) von Platz mitgeteilt worden. Es ergibt sich daraus, daß der Autor Anregungen durch den Briefwechsel mit Schwarz erhalten, aber selbständig weitergebaut hat, bis er sein ganzes System in großer Ausführlichkeit durch ein Kolleg aus den Jahren 1820/21, wiederholt 1826, vor die Zuhörer brachte. Davon sind uns aber auch nur Niederschriften seiner Schüler aufbewahrt worden (veröffentlicht unter dem Titel „Erziehungslehre“ in den Sämtlichen Werken III, 9, 1849, und in kurzen Auszügen in Schleiermachers Werken Band III, 1913, Leipzig, F. Meiner, von Johannes Bauer). Um so größeren Wert müssen die Vorarbeiten beanspruchen, die in den Briefen Schleiermachers ihren Niederschlag haben.

Auf einer Rheinreise in den Sommerferien 1814 besuchte Schleiermacher Schwarz in Heidelberg, aber wenn ihm auch Stadt und Gegend wunderbar gefiel, scheint eine weitere Annäherung der beiden Freunde durch die persönliche Aussprache nicht erfolgt zu sein. Der kritischen Dialektik des Besuchers ist wohl der gern in Gefühlsproblemen schwelgende Schwarz nicht gewachsen gewesen; noch mehr mögen die Gegensätze beider in dogmatischen Anschauungen hervorgetreten sein. Und so ist Schleiermachers Abschiedswort „Wir müssen das Band wieder neu unterhalten“ nicht zu dauernder Ausgestaltung gelangt. Erst im April des folgenden Jahres antwortet er dem Freunde, der ihm inzwischen geschrieben hatte, und als Schwarz schweigt, schreibt er nochmals unter dem 3. Juli 1816³⁵⁾.

35) Die Briefe Schleiermachers vom 15. April 1815, 3. Juli und 15. Oktober 1816 sind (mit einigen Weglassungen) mitgeteilt von H.

Der Brief vom 15. April 1815 beginnt:

Das heißt schlecht Wort gehalten, mein teurer Freund, und langsam erwidert. Teils wurde ich bei meiner Ankunft von so vielen Geschäften und Verdrießlichkeiten gepackt, daß ich mich erst etwas ausruhen wollte. Teils wollte ich nach Empfang Ihres lieben Briefes abwarten, was die hiesigen kirchlichen Unternehmungen für einen Ausgang nehmen würden. Die Verdrießlichkeiten haben eine Veränderung in meiner Lage hervorgebracht, die mir in der Folge sehr wohl tun soll. Unser Herr Minister des Innern nämlich hat mich für den Verfasser einer kleinen Schrift gehalten (Das Glückwünschungsschreiben an die Kommission), die freilich vorzüglich gegen ihn gerichtet ist³⁶⁾, hat mir, ohne sich je gegen mich selbst im mindesten zu erklären, hinterm Rücken allerlei gebranntes Herzeleid angetan, und es am Ende nicht aushalten können, einen solchen Menschen wöchentlich zu sehen und unmittelbar mit ihm zu tun zu haben, sondern beim König ausgewirkt, daß ich von allen Geschäften im Ministerio dispensiert würde. Den Vorwand dazu fand er in dem neuen Geschäft eines Sekretars der philosophischen Klasse, das mir die Akademie übertragen hat, und wogegen er auch anfangs, aber vergeblich, protestierte. Da die Sache ohne allen Nachteil und auf eine ehrenvolle Art gemacht ist, nämlich um meine Wirksamkeit bei der Universität und Akademie nicht zu schmälern, und so, daß der Minister zum Schein sich das Recht vorbehalten hat, mich in allen wissenschaftlichen Dingen ferner zu Rate zu ziehen, so habe ich mich sehr gerne dabei beruhigt. Was die Zeit betrifft, so habe ich freilich bis jetzt nicht viel Vorteil davon gespürt, da ich mich in die Geschäfte der Akademie hineinarbeiten mußte, um die mich bis jetzt nicht bekümmert hatte; aber es wird in der Folge kommen.

Es folgt das bei Meisner a. a. O. S. 220/21 gedruckte Briefstück über die Arbeiten der sog. liturgischen Kommission und des Königs kultische Interessen. Danach hat Meisner wieder ein Stück weggelassen (offenbar, wie auch bei anderen Briefen, von dem Wunsche bestimmt, den Text nicht durch Mitteilung solcher Stellen allzu lang werden zu lassen, die sich mehr auf Schleiermachers wissenschaftliche Arbeiten als auf sein Lebensschicksal beziehen). Dieses Stück gilt der Schwarzschen Dogmatik (s. o. S. 255):

Meisner in „Schleiermacher als Mensch. Sein Wirken“ (1923) S. 220, 232, 240. Sie enthalten mancherlei Interessantes über die damaligen kirchlichen Kämpfe und Schleiermachers literarische Pläne.

36) Sie ist in der Tat von Schleiermacher.

Die Einrichtung Ihrer Dogmatik habe ich sehr scharfsinnig im ganzen gefunden und sehr praktisch, und mich aufs neue gefreut, daß ich Gelegenheit gehabt habe, zu sehen, wie zweckmäßig Sie von dieser Einrichtung Gebrauch machen. Im einzelnen stimme ich freilich nicht überall mit Ihnen überein, aber darüber spare ich mir das Nähere auf, bis ich selbst wieder Dogmatik lese und mich also recht in die Sache hinein begeben.

Daß Schleiermacher gesehen habe, wie zweckmäßig Schwarz von der „Einrichtung“ (wohl: Anlage) seiner Dogmatik Gebrauch machte, bezieht sich offenbar auf Kenntnis, die Schleiermacher bei dem vorjährigen Besuch von der akademischen Lehrweise des Freundes gewonnen hat. Der Inhalt des Briefes gilt weiterhin Schleiermachers damaligen Arbeiten (er hatte noch den Plan einer kritischen Ausgabe der Briefe des Paulus und wollte aus den Vorlesungen über Dialektik, die er wiederholt hielt, ein Buch machen), dem Kriege und Erinnerungen an den Besuch in Heidelberg; Schleiermacher bedauert nur, daß er besonders mit Schwarz „und unserm lieben Daub nicht noch mehr in die Tiefen theologischer Gespräche geraten“ sei. An der Stelle (S. 222), an der Meisner noch einmal etwas weggelassen hat, ist nur erwähnt, daß über die kultischen Fragen eine Schrift von Geß erschienen sei.

Der bei Meisner S. 232 f. ohne seinen Anfang gedruckte Brief Schleiermachers an Schwarz vom 3. Juli 1816 beginnt:

Ich muß es für ein ganz eigenes Unglück ansehen, mein lieber Freund, daß wenigstens zwei Briefe von mir an Sie verloren gegangen sind, wie ich von Mühlensfels³⁷⁾ gehört habe.

Schleiermacher hat also damals die Verbindung mit dem Freunde recht intensiv pflegen wollen. Der weitere Text bei Meisner (Zuerst schrieb ich Ihnen usw.) ist auch an der Stelle, wo dort eine Lücke angedeutet ist (S. 232 unten), vollständig, und vor dem Schlußabsatz auf S. 235 (Ich knüpfe nun gern usw.) ist nur ein Satz ausgelassen, wonach Schleiermacher den Judas von Daub (Judas Ischarioth oder das Böse im Verhältnis zum Guten,

37) Einem Verwandten von Schls. Frau.

1816—18) noch nicht habe lesen können, „wie ich denn darin überhaupt ein großer Sünder bin“. Auf Daub bezieht sich auch eine längere, in Meisners Abdruck des Briefes vom 15. Oktober (S. 240f.) 1816 weggelassene Stelle (am Ende des langen ersten Absatzes, in dem Schleiermacher erst von seiner Reise nach Kiel, Lübeck³⁸⁾ und Rügen, dann von seinen Predigten spricht, zuletzt von seiner Absicht, eine Dogmatik zu schreiben). Es heißt da:

Daubs Judas habe ich nun gelesen. Die Komposition ist meisterhaft in dem Buch, der Scharfsinn und die Methode ist dem besten Kantischen gleichzustellen; aber in der Sache kann ich noch nicht einstimmen. Ich gehöre unter keine von den Rubriken, die Daub widerlegt³⁹⁾, und doch statuere ich nur ein Böses am Guten oder vielmehr an dem weder Gut noch Bösen, und kein an sich Böses, weder persönlich noch unpersönlich; und die Aufstellung eines solchen auf bloß apagogischem Wege scheint mir ein mißliches Unternehmen. Doch ist dies natürlich nur ein vorläufiges Urteil und ich bescheide mich, bis das Ganze vor mir liegt. Sie können dieses immer Daub mitteilen und ihm meinen herzlichen Dank bringen für den großen Genuß, den mir das Buch gewährt hat. Über⁴⁰⁾ hätte er aber weniger Worte machen können.

Dieser Brief Schleiermachers ist die Antwort auf einen, den Schwarz ihm am 24. September gesandt hatte. Schwarz spricht sich dabei über Schleiermachers Predigten aus, in freundlichem Sinne, verschweigt aber nicht, daß sie mehr für die Prediger selbst als für die Gemeinde bestimmt seien, und daß die politischen Predigten eigentlich nicht in der Region der Kanzel liegen. Sein Urteil über andere Schriften Schleiermachers, wohl hauptsächlich über die bereits 1803 erschienenen „Grundlinien einer Kritik der bisherigen Sittenlehre“, bleibt auf der Oberfläche, was bei dem sonst so offen und tief denkenden Manne bedeutet, daß er nicht in allen Stücken ganz mit ihnen einverstanden ist.

38) Ein Lesefehler liegt S. 240 Mitte vor. Der, den Schleiermacher in Lübeck kennenlernte und in dem Brief charakterisiert, ist nicht Heidel, sondern Geibel (Johannes Geibel, reformierter Pfarrer in Lübeck, der Vater des Dichters; er war 1817 unter den beim Reformationsjubiläum von Schleiermacher als Dekan im Namen der Berliner Fakultät zu Ehrendoktoren Promovierten).

39) Unterlegt?

40) Unleserlich.

(Mit Schls. Kritik der Sittenlehre hatte Schwarz sich schon früher eingehend beschäftigt; er schrieb 1805 in Bd. VIII der oben erwähnten Bibliothek eine „Betrachtung über den jetzigen Zustand der Ethik mit Rücksicht auf Schleiermachers Kritik.) Am 27. Dezember 1816 schickt Schwarz seinen Grundriß der Dogmatik in zweiter Auflage dem Freunde zu und benutzt die Gelegenheit, ihm zu gestehen, daß er nicht klar werde, wie Schleiermacher es im tiefsten Grunde mit dem Christentum halte. Er selber werde immer mehr durch seine Forschungen in dem Offenbarungsglauben befestigt, während jener bei all der christlichen Tiefe seines Gemütes doch immer schwer unter seiner dialektischen Kunst leide.

Damit schließt der innige direkte Gedankenaustausch beider im wesentlichen ab. Die wenigen Briefe aus der späteren Zeit sind rein geschäftlich. 1817 ist Schwarz in Wiek auf Rügen, wohin er Beziehungen hatte. Sein Großvater Stegemann war 1745 Propst dort gewesen, der als Dichter (Melas) bekannte Georg Theodor Schwarz und sein Sohn Philipp waren ebenfalls Pastoren daselbst, und der später als freisinniger Theolog bekannte Karl Schwarz ist in Wiek als Sohn des Dichters geboren. Sie alle scheinen mit dem Heidelberger Vetter in Verbindung gestanden zu haben. In dessen Brief aus Wiek an Schleiermacher steht viel über die Rechtsfrage bei der Besetzung eines Diakonats, dann aber folgen einige Bemerkungen, die darauf schließen lassen, wie die Trennung Schleiermachers von Schwarz in dogmatischer Hinsicht sich immer mehr vollzog. Zwei Empfehlungen junger Theologen, Ullmann (des späteren Prälaten) und Hallbach an den Berliner Freund aus dem Jahre 1819 schließen, soweit sich feststellen läßt, den Briefwechsel, der in seinem Anfange so viel für das Geistesleben der beiden bedeutenden Theologen versprach.

Miteinander geredet haben sie dennoch weiter. Als Schleiermachers Glaubenslehre erschien, hat Schwarz ihr eine sehr ausführliche Besprechung gewidmet (Heidelb. Jahrbücher der Literatur 1822 Nr. 54, 60—62, 1823 Nr. 14, 15, 21, 22), und Schleiermacher setzt sich mit ihm in den „Sendschreiben an Lücke“ unter Bekenntnis zu ihrer alten Freundschaft auseinander (Werke

1. Abt. Bd. II, S. 657 f.); hier findet sich gegenüber einem — wie er überzeugt war — Mißverständnis, dem Schwarz verfallen war, der wichtige Satz: „Für die christliche Glaubenslehre ist die Darstellung zugleich die Begründung“, mit dem Schleiermacher sich von aller spekulativen Theologie abgrenzt.

Wie angesehen Schwarz war, wird zuletzt noch besonders deutlich dadurch bewiesen, daß nach Schleiermachers Tod als Nachfolger er, der 68jährige, nach Berlin berufen wurde⁴¹⁾. Er hat das Amt seines verstorbenen Freundes nicht angenommen, vermutlich um seines Alters willen; er mochte Heidelberg nicht mehr verlassen⁴²⁾. Hier ist er 1837 gestorben. Auf die badische Kirche hat er stark gewirkt, und über Badens Grenzen hinaus hat er als Theoretiker der Pädagogik nachhaltigen Einfluß gehabt. In der Vielseitigkeit der Interessen, der Verbindung wissenschaftlicher und praktischer Tätigkeit und in dem Streben, das Verständnis der Religion über die Theologie der Aufklärer hinauszuführen, gehört er mit seinem großen Freund zusammen.

Abgeschlossen am 3. 9. 1934.

41) Von Weech, Bad. Biographien II 1875 S. 290.

42) Auch Berufungen nach Greifswald und Bonn hatte er abgelehnt.